

stantischen Ländern der Heiligkeit der Ehe Eintrag thut. Man wechselt hier die Gattin so ruhig, als ob von Anordnung der Begebenheiten eines Schauspiels die Rede wäre; die natürliche Gutmüthigkeit der Männer und Frauen macht, daß sich in diese leichten Trennungen keine Bitterkeit mischt, und da sich bey den Deutschen mehr Phantasie als Leidenschaft findet, so gehen hier die seltsamsten Ereignisse mit einer ganz besondern Ruhe vor sich; indessen verlieren auf diese Art die Sitten und der Charakter alle Festigkeit. Die Neigung zum Paradoxen erschüttert die heiligen Einrichtungen, und man hat über keinen Gegenstand ganz bestimmte Regeln. Mit Recht kann man über die Lächerlichkeiten einiger deutschen Frauen spotten, welche sich unaufhörlich bis zur Affectation exaltiren, und deren süßliche Ausdrücke alles verlöschen, was Geist und Charakter Pikantes und Hervortretendes haben können; sie sind nicht offen, doch sind sie auch nicht falsch; sie sehen und beurtheilen bloß nichts an der Wahrheit, und die Erscheinungen der Wirklichkeit gehen wie Schattengestalten an ihren Blicken vorüber. Begegnet es ihnen leichtsinnig zu seyn, so behaupten sie doch den Austrich von Sentimentalität, der in ihrem Lande einmahl in Ehren ist. Eine deutsche Frau sagte mit melancholischen Ausdrücken: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber die Abwesenden verschwinden mir aus der Seele!“ Eine Französin würde diesen Gedanken heiterer ausgedrückt haben, obgleich der Sinn derselbe geblieben wäre.

Dieser Lächerlichen, welche nur Ausnahmen sind, ungerachtet, gibt es unter den deutschen Frauen viele, deren Gefühle wahr sind, deren Benehmen einfach ist. Ihre sorgfältige Erziehung und die Reinheit der Seele, welche ihnen natürlich ist, machen die Herrschaft, welche sie ausüben, sanft und dauernd; sie stoßen auf jeden Fall mehr Interesse ein für das, was groß und edelmüthig ist, mehr Vertrauen in jeder Art von Hoffnung, und sie wissen jene trockene Ironie zu verschmähen, welche wie ein Todeshauch über die Genüsse des Herzens geht. Dessen ungerachtet findet man bey den Deutschen sehr selten jene Schnelligkeit des Geistes, welche die Unterhaltung besetzt und alle Gedanken in Bewegung setzt; diese Art von Vergnügen findet man nirgends, als in den pikantesten und geistreichsten Gesellschaften zu Paris. Es bedarf der Auswahl einer französischen Hauptstadt, um dieses seltene Vergnügen zu gewähren; anderwärts findet man überall nur gewöhnliche Vereösamkeit im öffentlichen Leben, oder Anmuth und Reiz in vertraulichen Verbindungen. Die Conversation als Talent, existirt nur in Frankreich; in andern Ländern dient sie bloß der geselligen Artigkeit, der Erörterung eines Gegenstandes, oder der Freundschaft; in Frankreich ist es eine Kunst, welcher Einbildungskraft und Seele allerdings unentbehrlich sind, welche aber doch auch, wenn man will, das Geheimniß besitzt, für die Abwesenheit der einen oder der andern Ersatz zu gewähren.

VIII. Pantheon des National-Ruhmes der Länder und Völker des österreichischen Kaiserthums.

A. Gallerie berühmter und merkwürdiger Personen.

a) Rudolph von Habsburg.

Der erste Stifter des österreichischen Hauses.

Ein unternehmender Fürst, der sein kleines Haus so groß gemacht, dessen Übermacht so glücklich vorbereitet, und was bey Stiftern neuer Reiche so selten ist, sein Herz dabey unbesiegt erhalten hat, weil er seine Größe auf Redlichkeit baute, sein Glück mit Mäßigung gebrauchte. Ein damahls lebender Fürst nennt Rudolph in einem seiner Schreiben ein lebendiges Gesetz (*logom animatum*). Die Redlichkeit (diese österreichische Haustugend) war Rudolph so eigen, daß es lange in Deutschland eine Redensart blieb, wenn Einer sein Wort nicht hielt, zu sagen: Dieser hat Rudolphens Redlichkeit nicht.

Rudolph hatte, noch als Graf von Habsburg, viele Feinde zu gleicher Zeit. Einen mußte er versöhnen, die andern schlagen. Bediente er sich hierzu wohl unedler, betrügerischer Mittel? — Der Abt von St. Gallen beging eben eine große Gallerey auf seiner Burg Wyl, alle seine Helfer und Bundesverwandten mit ihm, und sann den Verderben über Habsburg. Da bringt auf einmahl der Thorwärtter der feindseligen Versammlung die unerwartete Nachricht, Rudolph der Graf zu Habsburg halte ungewapnet und fast unbegleitet an der Zugbrücke, begehre den Einlaß und freundliche Zwiesprach mit dem Abte, der sich darüber ungläubig verwunderte. Aber wirklich trat Rudolph in den Saal, mitten unter seine Feinde, durch edelmüthiges Vertrauen sie unwiderlich entwaffnend, und sprach zu dem Abt: „Die Ursachen, warum ich bis zur Stunde versäumt, die Lehnen zu empfangen, so ich trage von den Heiligen zu St. Gallen,

sind euch bekannt. Der Zwist unter uns wird zu vordernst dazu dienen, eure und meine Feinde zu vergrößern. Ihr seyd mein Lehnsherr, ich Vasall eurer Kirche, darum sollten wir einander vielmehr beystehen als befehden. Lasset uns also lieber gleich friedlich und freundlich zusammen treten. Mein Sinn steht nach nichts, so unbillig wäre. Was auch die Schiedsrichter urtheilen mögen, ich will es halten. So sey denn von nun an Frieden zwischen uns!" Und es ward Friede!

Die meisten alten Zeitbücher bewahrten uns den Demuthsinn des frommen Rudolph. Er traf einst (nach Einigen im Jahre 1266, nach Andern 1270) auf der Jagd zwischen Fahr und Baden, bey angeschwollenem Waldwasser, einen Priester, der ausgegangen war, einen Sterbenden mit dem Leibe des Herrn zu trösten, aber vor dem reisenden Wasser nicht weiter konnte; da drang ihm Rudolph sein eigenes Pferd zum Dienste des Herrn auf. Eben dieser Priester, nachhin Caplan beyh Mainzischen Erzbischof Werner v. Falkenstein, lenkte des Erzkanzlers Sinn bey der Kaiserwahl auf Rudolphs Rittertugenden. Schiller und Collin haben in ihren trefflichen Balladen diesen Zug aufs neue der Vergessenheit entzissen.

Rudolph wurde im Jahre 1270 zu Aachen unter großem Frohlocken und Zulauf zum Kaiser gekrönt. Nach der Krönung ließen sich sonst allemahl die anwesenden Fürsten bekehnen; allein man hatte zum Unglück keinen Scepter bey Handen, der doch nach dem Geiste des Lehnsystems, vermög dessen alles, was bey dergleichen Ceremonien herkömmlich mit der größten Pünctlichkeit mußte beobachtet werden, vor allem erfordert ward. Es entstand daher ein ernstlicher Streit, ob ein Kaiser ohne Scepter Lehn ertheilen könne, oder nicht. Da stand Rudolph entschlossen auf, nahm vom Altar das Bildniß des Gekreuzigten, und brauchte dasselbe statt des Scepters, indem, wie er sich dabey ausdrückte, das Zeichen dessen, der sein Blut für uns alle gab, doch gewiß auch die Stelle eines Scepters müsse vertreten können. Diese kaltblütige Gegenwart des Geistes nahm alle Anwesenden ungemein für ihn ein.

Krieg war von Jugend auf Rudolphs Hauptgeschäfft, und er legte unzählige Proben seiner persönlichen Tapferkeit sowohl, als seiner Kriegswissenschaft, ab. Er machte zuerst in Deutschland von Schiffsbrücken Gebrauch. Einer seiner Wünsche war, vierzig tausend auserlesene Mann Deutsche zu Fuß, und vier tausend zu Pferd zu haben, mit welchen er, wie er sagte, sich getraue, in die ganze Welt auszuziehen und Jeden anzugreifen. — In der Entscheidungsschlacht am Marchfelde, am 26. August 1278, wo Ottokar von Böhmen Sieg und Leben verlor, stürzte Herbod von Füllenstein, ein polnischer Ritter von riesenmäßiger Größe und Stärke, auf Rudolph, um ihn zu fangen oder zu tödten. Der Kaiser wendete sein Pferd, daß Herbods Ross vorüber ging, und streckte

ihn in den Sand. Ein anderer Ritter aus Thüringen erlegte wirklich des Kaisers Pferd, aber Rudolph vertheidigte sich noch im Fallen muthig fort, und da viele Ritter und Berchtold von Cappel herbey eilten, sprach er lächelnd: „Sorgt nicht für einen einzelnen Menschen, eilt in das Treffen, seht Andern bey.“ Berchtolds Pferd nahm er an, und rannte mit seinen Haufen wider den Feind. — Vor Murten wurde Rudolph in einem hitzigen Treffen umringt, und sein Pferd erstochen. Heldenmüthig schlug er sich durch bis an den See, sprang hinein, wie er war in vollem Harnisch, umfaßte mit der Linken einen vortragenden Pfahl, und vertheidigte sich ohne ein Schild, das Schwert in der rechten Faust — wie einst auf der Iiberbrücke Horatius Cocles, und zu Neustadt Andree's Baumkircher, — gegen die heran stürmende Menge, bis Hermann von Waldegg und der Markgraf von Hochberg ihm Hülfe brachten.

Aber Rudolph war ein edelmüthiger Feind. Am Tage vor der Schlacht im Marchfelde erbothen sich mehrere Verräther aus dem feindlichen Lager, Ottokar um's Leben zu bringen, und alsdann Rudolphs durch ihr Ansehen und ihre Macht zur böhmischen Krone zu verhelfen. Allein der fromme Held ließ Ottokar — wie einst Fabricius den König Pyrrhus — vor dieser schändlichen Meuterey warnen, und als er diesen gefährlichsten Feind, mit Wunden bedeckt, des königlichen Schmuckes beraubt, und halb nackt, todt auf dem Wahlplatze fand, vergoß Rudolph Thränen bey diesem gewaltsamen Bilde des Unbestandes alles menschlichen Glückes.

Rudolph blieb als Kaiser, wie er zuvor war, eben so keusch, eben so prunklos und höchst einfach in seiner Lebensweise nach alter Schweizer Sitte. Er blieb ein Verächter aller Uppigkeit, Pracht und Weichlichkeit, und schützte und belohnte die Menschen nur nach ihren Verdiensten, nicht nach den Vorzügen ihrer Geburt. Als der gebeugte Ottokar mit dem ruhmredigen Prunk eines Siegers in das Lager seines Kaisers zog, als Vasall von ihm die Lehen zu erhalten, blieb Rudolph in seinem einfachen Anzuge und sagte zu den Umstehenden: „Oft hat Ottokar meines grauen Rockes gespottet, so mag denn mein grauer Rock auch einmahl seiner spotten.“ Den größten Staat machte er bey der Zusammenkunft mit dem Paps Gregor X. zu Lausanne im Jahre 1275; sonst änderte er wenig an seiner Kleidung, und schämte sich nicht, zu Zeiten, besonders bey etwas lang dauernden Feldzügen, ein gesticktes Wamms zu tragen, ja sich selbst mit eigener Hand auszubessern. In einer Fehde gegen die Grafen von Mumpelgard und Savoyen im Jahre 1283 hing das kaiserliche Heer wegen drückenden Mangels an zu murren, und doch wollte Rudolph noch tiefer in die unfruchtbare Ode eindringen, seine faumseligen Feinde zu überraschen. Da riß er Rüben aus der Erde, verzehrte sie, und sprach zu den Umstehenden: „Wo

solche Speise sich findet, werden wir wohl nicht Hungers sterben. Nur voran! voran! den Feind zu schlagen, seine Vorräthe sind dann unser; und werden wir geschlagen (schloß er scherzend), so werden ja wohl die Überwinder solch kaspern Gefangenen auch zu essen geben."

Als Rudolph, seinen Sieg über Ottokar benützend, mit getheiltem Heere unaufhaltsam in Böhmen und Mähren eindrang, litt der Theil unter seinem eigenen Befehle in unwirthbarem Gebirge Hunger, und noch peinlichem Durst. Ein der Gegend wohlkundiger Reisiger spürte endlich in weiter Entfernung vom Lager eine Quelle auf, und brachte den ersten Trunk Rudolphem dar; aber dieser sprach: „Ihr habt alle für mich gekochet, so will nun auch ich für alle dürsten. Darum labe du dich selbst, oder andere fromme Gesellen, oder schütte dein Wasser lieber wieder aus, denn ich will nichts voraus haben vor dem Geringsten unter euch."

So wie Rudolph die deutsche Nation einer jeden andern vorzog, und den deutschen Reichsangelegenheiten alle übrigen Sachen nachsetzte, so liebte er auch besonders die deutsche Sprache, und führte den Gebrauch derselben in seinen öffentlichen Schriften ein. Er that für das Vaterland alles, was den Umständen nach nur möglich war. Er riß es aus der Anarchie, rettete die Selbstständigkeit der Nation, fügte die getrennten Theile wieder zusammen, stellte Ruhe und Regierungsform wieder her, führte Gesetze, Obrigkeit, deren Namen verhaßt worden war, zurück; und so ist er nicht nur der Urheber eines glänzenden Fürstenhauses, das immer der liebenden Völker und eines gebeugten Zeitalters Hoffnung gewesen ist, sondern auch in der That der zweyte Schöpfer des deutschen Reiches geworden.

Steyermärker erinnern sich aus der vaterländischen Geschichte, daß dieser erhabene Held zu Ende des Jahres 1280 von Wien über Hartberg nach Grätz reiste, wo er in Begleitung seiner Söhne, vieler Fürsten, Grafen und Bischöfe einen herrlichen Einzug durch das eiserne Thor hielt, die Freyheiten der Steyermärker, von deren unermüdbarem Muth in der Schlacht im Marchfelde er selbst Zeuge gewesen war, beschwor, und von ihnen die Huldigung annahm.

Im Kampfe mit Lütold von Regensburg stürzte Graf Rudolph von Habsburg bey Zürich vom Pferde. Er lag betäubt vom schweren Falle, umrungen von seinen Feinden, als Müller von Zürich herbey eilte, und dem Grafen das Leben rettete. Der Kaiser belohnte ihn mit einer öffentlichen Umarmung und dem Ritter-schlage.

Ottokar von Böhmen erschien auf wiederholte Einladung nicht zur Huldigung, sondern schickte den Bischof von Sedau, Bernhard, der, anstatt die Abwesenheit seines Herrn zu entschuldigen, in einer langen lateini-

schen Rede die Unrechtmäßigkeit der vorgenommenen Kaiserwahl zu erweisen suchte. Nur einzelne Worte von der ganzen Rede verstand der Kaiser und die anwesenden Fürsten. Den kühnen Redner mit Würde unterbrechend, sprach Rudolph: „Bischof! sprichst du auf einer Kirchenversammlung, so möchtest du immer lateinisch reden; da du aber über meine und der Reichsfürsten Rechte sprichst, so rede in einer Sprache, die allen Zuhörern verständlich ist."

Die anwesenden Fürsten ergrimten so sehr über den vorlauten Sprecher, daß der Kaiser nur mit Mühe Unheil verhindern konnte.

An den König von Ungarn schrieb der Kaiser: „Leicht wäre es mir, das böhmische Reich auf's äußerste zu verwüsten, und Ottokars Kinder in die traurigste Lage zu versetzen; aber es ist heilsamer und Gott gefälliger, daß wir ohne den Untergang so vieler Männer, und ohne die unmündigen Waisen zu vernichten, unsern Zweck erreichen."

Als Kaiser Rudolph den Grafen Raynold von Mumpelgard bekriegte, ließ ihm Philipp der Schöne, König von Frankreich, sagen, er möchte sich aus seinem Gebiethe entfernen, sonst würde er an der Spitze einer großen Macht gegen ihn ausziehen. Rudolph antwortete: „Meldebet euerem König, wir erwarten ihn, und bald soll er erfahren, daß wir nicht zum Tanzen hierher gekommen sind."

Kaiser Rudolph war munter, und oft zum Scherzen aufgelegt. Einst ging er einfach gekleidet, wie er pflegte, zu Mainz am frühen Morgen aus, und kam, weil es kalt war, in einen Bäckerladen, sich zu erwärmen. Die Hausfrau, welche ihn nicht kannte, und den Soldaten nicht hold war, überhäufte ihn mit Schmähungen, und schimpfte selbst über den Kaiser, der, wie sie sagte, alle Bäcker der Stadt zu Grunde gerichtet. Sie goß Wasser auf das Feuer, daß der ganze Laden voll Rauches war, und trieb den Fremden hinaus. Über Tisch erzählte er sein Abenteuer, und befahl, der benachbarten Bäckersfrau einen wilden Schweinskopf und einen Krug Wein zu senden. Die Bäckerin ward vorgeladen, erschrak und bath um Verzeihung. Zur Strafe mußte sie alle Schmähungen wiederholen, und sie that es zur Unterhaltung Aller Wort für Wort.

Kaiser Rudolph, obschon Krieger, schätzte er doch die Wissenschaften. Ein Straßburger überreichte ihm ein Werk, worin der Römerkrieg mit den Deutschen, und die einem Feldherrn nöthigen Eigenschaften beschrieben waren. Dafür erhielt er eine goldene Münze, die Rudolph an dem Hals zu tragen pflegte. Ein Verwandter mißbilligte das Geschenk, weil eben der Sold für das Heer mangelte. „Verdiente Männer,“ antwortete der Kaiser, „die unsere Thaten loben, entflammen uns zu neuem Muth. Könnte ich mehr lesen, und den Gelehr-

ten einen Theil von dem geben, was ich an so viele un-
gesehrte Ritter verschwenden muß!"

Kaiser Rudolphs Gerechtigkeit ist zum Sprichwort
geworden.

Mit Strenge und Unparteylichkeit suchte er den
Landfrieden handzuhaben. Merkwürdig ist seine Antwort
auf die dringenden Fürbitten für einige Verbrecher. „Ver-
wendet euch," sprach er, „nicht für Räuber, welche die Ar-
men unterdrücken. Der wahre Adel ist gerecht und beleidigt
niemanden." An die Föllner schrieb er: „Das Geschrey der
Armuth ist vor meine Ohren gekommen; ihr zwingt die Rei-
senden zu Abgaben, die sie nicht bezahlen sollen. Haltet euere
Hände zurück von ungerechtem Gute, und nehmt was euch
zukommt. Ihr sollt wissen, daß ich alle meine Macht und
Sorgfalt anwenden werde für Friede und Recht, die
kostbarsten Gaben des Himmels."

Zu den Soldaten, die den Armen den Zugang zum
Kaiser verwehreten, sagte er: „Lasset sie doch zu mir kom-
men; ich bin ja nicht Kaiser, um von den übrigen Mens-
chen entfernt zu seyn."

Kaiser Rudolph wurde zu Gemersheim krank; sein
Geist blieb stark. Beym Bretspiel ward ihm von den
Ärzten der Tod verkündet: „Wohlan," sprach er, „lasset
mich die Könige, meine Vorfahren, zu Speyer noch se-
hen." Allein zu schwach, dahin gebracht zu werden, starb
er voll religiösen Sinnes im 75. Jahre seines Alters, dem
18. seiner Regierung, im Jahre 1291 den 15. July.

b) Der riesenstarke Steyrische Ritter Freyherr von Rauber.

Das zu Gräß in der Raubergasse stehende Haus, wel-
ches seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis
auf unsere Zeiten ein Eigenthum des nun erloschenen
Grafen von Leslie war, ist mit seinem anstoßenden Gar-
ten schon in frühern Zeiten eines der ansehnlichsten Ge-
bäude der Stadt Gräß gewesen. Steyermarks Stände
haben es zur Errichtung eines National-Museums er-
kauft, und ihm aus Dankbarkeit gegen den erlauchten
Wohlthäter ihres Vaterlandes den Rahmen Joanneum
gegeben. Der neue Name, die neue Bestimmung die-
ses Gebäudes, macht es für alle Patrioten Steyermarks,
denen die moralische Vervollkommnung ihrer Mitbürger
und deren Nachkommen redlicher Wunsch des Herzens
ist, allerdings merkwürdig, und so dürfte es dem Leser
auch nicht unangenehm seyn, etwas von einem frühern
Besitzer dieses Hauses zu erfahren, den man nach dem,
was die vaterländischen Chroniken von ihm erzählen, mit
Recht den Herkules der Steyermark nennen kann.

Dieses nun zu einem friedlichen Heiligthume der
Künste und Wissenschaften bestimmte Gebäude war einst
ein Eigenthum der Freyherrn v. Rauber, von denen

sich ein Zweig ihres edlen Geschlechtes aus Krain nach
der Steyermark verpflanzte. Von dieser Familie wurde
es ehemahls der Rauberhof genannt, und wenn auch die-
ses Haus späterhin durch die Veränderung seiner Be-
sitzer den Namen Leslie-Hof erhielt, so verewigt doch
noch der Name der Gasse, worin es steht, das Anden-
ken seiner ersten Besitzer, denn diese wird noch immer
die Raubergasse genannt.

Der merkwürdige Mann unter den frühern Besitzern
dieses Hauses war Andreas Eberhart Freyherr von Rau-
ber, der im sechzehnten Jahrhundert an der Spitze des
vaterländischen Adels glänzte. Man konnte ihn mit Recht
den deutschen Herkules nennen, denn die Natur gab
ihm mit freygebiger Hand (wie uns viele gleichzeitige Ge-
schichtschreiber sagten) jene seltenen Eigenschaften, welche
die Griechen ihrem Alcide, die Juden ihrem Simson bey-
legen. Zu einer drey Ellen hohen Riesengröße schenkte
sie ihm eine bewunderungswürdige Bärenstärke, und,
um ihr Meisterstück vollkommen zu machen, versah sie
ihn mit einem Barte von so ungeheurer Länge, daß
derselbe, in zwey dicke Föyse geflochten, dem Stehenden
nicht nur bis an die Erde, sondern von da wieder zurück
bis auf den Gürtel reichte. Dieser sonderbare Mann,
dessen Anblick selbst in den Gemälden Staunen erregt,
war der Jugendgefährte und vertrauteste Liebling Kai-
ser Maximilians II., welcher stolz darauf war, so ei-
nen herkulischen Wächter seiner Person zu besitzen.
Nie durfte er sich von seinem Hofe entfernen; er mußte
ihn, geschmückt mit der Würde eines Hofkriegsrathes,
allenthalben begleiten. Bey allen Turnieren erschien der
Freyherr von Rauber an der Seite des Kaisers. Jedem
Ritter graute vor seiner fürchterlichen Lanze, deren Stoß
wie ein Blitzstrahl jeden Gegner zu Boden schmetterte;
in allen Kriegen war er ein unzertrennlicher Gefährte
seines gekrönten Freundes, dem er öfters das Leben ret-
tete. Seine Stärke war so groß, daß er mit einem Hiebe
so manchen Feind vom Kopf bis auf den Sattel zu spal-
ten vermochte, neugeschmiedete Hufeisen spielend zerbrach,
zentnerschwere Steine fernhin schleuderte. Diese Eigen-
schaften, vereint mit Muth und Tapferkeit, machten ihn
zum Wunder seines Zeitalters. Sein Ruf verbreitete
sich über alle Länder Europa's, und ihn zu sehen, reisten
die Fremdlinge aus fernem Staaten an das Hoflager des
Kaisers. Männer bewunderten und beneideten ihn, selbst
die Schönen fanden an ihm, trotz seinem langen Barte,
Behagen, und bemühten sich, den Niebesiegten zu be-
siegen; denn in jenem Zeitpuncte hielt auch die zärt-
liche Hälfte unseres Geschlechtes sehr viel auf Männlich-
keit und Solidität, weil damahls marklose Schwartenjüng-
linge und bartlose Greise noch etwas Seltenes waren.

Einst besuchte der Kaiser seinen Bruder Erzherzog
Carl den Zweyten zu Gräß. Rauber folgte ihm um so
freudiger, da sich ihm dadurch eine schöne Gelegenheit

darbols, sein Vaterland, die Steyermark, wieder zu sehen, wo er nebst dem Rauberhose in der Hauptstadt, auch noch die Herrschaft Thalberg besaß. Der Beherrscher der Deutschen wurde von seinem fürstlichen Bruder fürstlich bewirtheet. Für jeden Tag war ein neues Fest veranstaltet, die herzogliche Burg ertönte von Jubel und Freude, und Rauber mußte bey allen diesen Feyerlichkeiten täglicher Zeuge und Theilnehmer seyn. Zu gleicher Zeit fand sich zufällig zu Gräß ein getaufter Jude von außerordentlicher Größe und Stärke ein, welcher sich rühmte, ein Abkömmling Simons und der schönen Delila zu seyn, und den Pöbel durch so manches Kunststück seiner ungewöhnlichen Kraft in Erstaunen zu setzen wußte. Dieser erfuhr, daß sich in des Kaisers Gefolge ein Ritter von außerordentlicher Stärke befände, und ließ sich spöttisch verlauten, es würde ihm nur ein Possenspiel seyn, den steyermärkischen Herkules zu bestegen. Ja, seine Tollkühnheit ging noch weiter. Als eines Tages der Hof mit seinen Großen bey'm Prunkgelage saß, erschien der Jude im Speisesaale, und forderte dreist den Freyherrn von Rauber zu einem Faustkampfe heraus. Dieser, zünnend ob der Kühnheit des Abenteurers, war, nach dem Geiste jener Zeit, noch zu stolz, die Aufforderung nicht anzunehmen, und in einem Nu verwandelte sich der Speisesaal in einen Kampfplatz. Nun wurden Würfel gebracht, und die beyden Kämpfer losten, welcher von ihnen beyden dem Gegner den ersten Schlag beyzubringen habe. Das Los entschied für den Juden, dieser verfehlte dem Freyherrn mit seiner Riesenfaut einen so heftigen Streich, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte, und nach Hause getragen werden mußte. Acht Tage bedurfte Rauber zu seiner Erholung, aber jezt genas er, und die Stunde der Wiedervergeltung schlug. Kaum war der Hof versammelt, kaum erblickte der Freyherr seinen trohigen, höhnlisch-lächelnden Gegner, so stürmte er, von Zorn entbrannt, auf ihn los, erhaschte mit der linken Hand dessen Bart, und führte mit der Rechten einen so gewaltigen Hieb darauf, daß ihm Haar und Kinnbade in der rächenden Faust blieben. Der unglückliche Jude, welcher nun den Bart sammt der Kinnlade verloren hatte, mußte seine Verwegenheit mit dem Tode büßen. — Diese That empört zwar jezt unser Zärtgefühl, doch sie stellt uns die Lebensweise unserer Urväter in jenen rohen aber kraftvollen Zeiten anschaulich dar.

Noch einen zweyten Kampf sonderbarer Art mußte bald hernach unser Held in seinem Vaterlande bestehen, welcher jedoch minder grausam, und für ihn von den augenehmsten Folgen war. Maximilian hatte eine Tochter der Liebe, die ihm, als er noch Prinz war, eine Gräfinn von Ostfriesland aebte. Da die schöne Helena dieser Entsetzung wegen auf keinen Thron Anspruch machen durfte, so waren es die edelsten Ritter des kaiserlichen Hofes, die sich um so heißer nach dem Besitze ihres Herzens und

ihrer Hand bestrebten, als die Natur ihr so viele Schönheit und Grazie verliehen hatte. Weil diese deutsche Helena bey einem hohen schlanken Wuchse eine ganz griechische Gesichtsbildung besaß, so mußte sie oft auf Verlangen ihres sie zärtlich liebenden Vaters die deutsche Kleidung mit einer griechischen Ideal-Tracht verwechseln, wo sie dann ihrer griechischen Namenschwester, von deren Schönheit die Dichter des Alterthums uns Wunder erzählen, so ähnlich war, daß alle Männer mit Entzücken, alle Weiber mit Neid ihre Reize bewunderten. Auch der Freyherr von Rauber befand sich unter Helenens Brautwerbern, und die Lohne seiner Liebe brannte um so stärker, weil sie das erste Mahl brannte. Schon hatte des Kaisers Günst seine Wünsche mit den süßesten Hoffnungen belebt, als plötzlich die Erscheinung eines gefährlichen Nebenbuhlers ihn vom Ziele entfernte. Ein reicher Grand von Spanien (die Geschichte nennt uns seinen Nahmen nicht) trat als Raubers Rival auf, und wollte der Paris dieser deutschen Helena werden. Nebst unermäßlichen Schätzen, zahllosen Ahnen und endlosen Titeln schmückte den Spanier ebenfalls der Ruhm einer besondern Stärke und Tapferkeit, so wie auch seine körperliche Größe noch die unsers Raubers in etwas übertroffen hatte. Ungleich wankte die Wage des Entschlusses in dem Gemüthe des Kaisers, welcher von Beyden zum Eidam zu wählen sey, und selbst die schöne Helena war eben so unschlüssig in ihrer Wahl. Endlich beschloß Maximilian, diese dem Zufalle zu überlassen, und zugleich, nach seiner fröhlichen Laune, sich und seinem Hofe ein schmerzhaftes Fest zu geben. Er erklärte daher den beyden Brautwerbern, daß ein Zweykampf ihr Schicksal entscheiden sollte. Inzwischen gab er zu verstehen, es sey sein Wille nicht, die Hand seiner Tochter mit Blut erkaufen zu lassen; es müßten also die Kämpfer statt Lanze und Schwert jeder mit einem großen Sack versehen seyn, und derjenige, welcher seinen Gegner in den Sack zu stecken vermochte, würde die schöne Helena als Gattinn erhalten.

Freudig nahmen beyde Gegner, voll Selbstvertrauen auf ihre Stärke, diese Entscheidung an. Der Tag ward bestimmt, und auf dem Turnierplatze zu Gräß — der noch jezt den Nahmen Tummelplatz führt, aber damahls frey von Gebäuden war — wurden alle Vorbereitungen getroffen, die man nach Rittergesetzen zu einem gerichtlichen Zweykampfe für nöthig achtete. Der Tag des Kampfes nahte heran; schon mit aufgehender Sonne war eine zahlreihe Volksmenge um die Schranken des Kampfplatzes versammelt. Als nun die neunte Stunde schlug, erschien der Kaiser mit seinem Bruder und dem ganzen Hofe in vollster Pracht; die beyden Fürsten setzten sich auf einen erhabenen Sitz, zwischen ihnen prangte die schöne Helena im reizenden Gewande einer Griechinn. Eine mit Gold und kostbaren Steinen reich gesetzte Binde schmückte, gleich einem Diademe, die kö-

nigliche Stirne; ihr dichtes, langes Haar, schwarz wie Rabengefieder, umschattete lockig den vollen, unruhig wogenden Schwanenbusen; mit des Feuer blicke aus den seltenvollen, großen, schwarzen Augen, von schön gewolbten Augenbraunen majestätisch geschmückt; Lilien und Rosen hatten sich auf ihrer freundlichen Antlitze zum lieblichsten Incarnat verschmolzen.

Der Herold gab das Zeichen, und die Kämpfer traten mit ihren Säcken versehen auf. Der Kreiswärtel schlug mit dem Weidenstäbchen an die Lanze; beim dritten Schlag begann der Kampf. Grimmig gingen die Beyden auf einander los, ergriffen sich mit ihren starken Fäusten und suchten sich durch allerley Wendungen und Vortheile zu übermeistern. Die Erde schien unter dem Stampfen ihrer Füße zu beben, hoch sprühte der Sand über die Ringenden empor; dieser Athleten-Kampf gab die herrlichsten Bilder männlicher Stärke und Kraft. Lange wankte der Sieg zwischen diesen riesenmäßigen Kämpfern, schon träufte der Schweiß von ihren bräunlichen Gesichtern, jetzt wichen sie einige Schritte aus einander, um neuen Athem zu hohlen, neue Kräfte zu sammeln. In diesem Moment warf Rauber einen Blick nach dem angeberbheten Gegenstande des Kampfes, und — Welch ein mächtiger Einfluß weiblicher Schönheit! — er fühlte alle seine Sehnen mit doppelter Kraft gespannt. Rasch stürzte er auf seinen Gegner los, saßte ihn mächtig um die Mitte, hielt ihn hoch empor, und stürzte ihn endlich, wie Alcid den Arkelaus, darnieder, daß dumpf der wankende Boden schallte. Jetzt vollendete er den Sieg, und trug den im Sacke zappelnden Spanier zu den Füßen des Kaisers hin. Die Trompeten schmetterten, die Pauken rollten, ein gellendes Freudengetöse juchzte dem Sieger Beyfall zu. Maximilian stieg von seinem Sitze herab, drückte Raubern einen Kuß auf die Wange, und übergab lächelnd das Göttermädchen seinen siegreichen Armen, welches von diesem Tage an unter dem Volke die schöne Scharfäcclin genannt wurde. Von dem Kampfplatze ging der feyerliche Zug zu dem Fraualtare, und viele Tage wurden bey Sang und Klang dem Hochzeitsfeste geweiht. Der arme Spanier kehrte traurig und beschämt in sein Vaterland zurück, und weihte sich dort dem Dominicaner-Orden.

Eine glückliche aber kurze und kinderlose Ehe lebte Rauber mit seiner liebenswürdigen Scharfäcclinn. Schwer und lang lag ihm der Kummer dieses großen Verlustes am Herzen; als aber die Zeit, die alle Seelenwunden heilende, auch seine Wunden geheilt hatte, verhehlachte er sich zum zweyten Mahle mit einem kaiserlichen Hoffräulein aus ungarischem Gbläte, Ursula von Tschillak genannt, welche durch eine seltene Fruchtbarkeit ihm vier Paar Zwillinge gebar.

Im Jahre 1575 ward dieser Unbesiegte vom Tode besiegt. Schade, das es in jenen Zeiten noch keine Kraftmesser gab! Denn hätte Rauber einen der beyden so be-

liebten Kraftmesser, die sich jetzt in dem Joanneum befinden, schon damahls in seinem Rauberhose besessen, so würden die Geschichtschreiber uns den Grad seiner Stärke bekannt zu machen wohl nicht unterlassen haben. Er starb im 68. Jahre seines Alters auf seinem Schlosse Petronell, nicht fern von Preßburg, und liegt auch in der dortigen Pfarrkirche begraben, wo noch heutiges Tages sein Bildniß und Wapen in Marmor gehauen zu sehen ist. Seine Erben ließen ihm den Bart nach der Länge seines Körpers, und schnitten davon nur den Überrest ab, um ihn als ein Familien-Denkmal aufzubewahren. Es sind von ihm noch mehrere Abbildungen vorhanden, wovon eine in den Händen seiner Nachkommen sich befand, und noch gegenwärtig als ein Andenken eines so berühmten Steyermärkers geschätzt wird. Mit dem im Jahre 1809 am 10. Hornung zu Gräß verstorbenen k. k. Oberlieutenant Xaver Freyherrn von Rauber, von dem sich noch ein Bruder zu Wien am Leben befindet, erlosch zwar in der Steyermark dieses uralte Edelgeschlecht; doch sein Gedächtniß wird hier nicht erlöschen, so lange die Raubergasse ihren Nahmen behält, und es noch Freunde der vaterländischen Geschichte gibt, die in den Chroniken Inner-Osterreichs so viele Helden-söhne dieses Stammes angeführt finden, welche, durch eine Reihe von einigen Jahrhunderten, fast in allen Kriegen früherer Zeiten für das Vaterland gekämpft, oft geblutet, nicht selten auch das Leben geopfert haben. Der Rauberhof, der mit seinen Besitzern auch oft den Nahmen veränderte, kam späterhin an das Benedictiner-Stift St. Lambrecht, von dem ihn jener General-Beslie erkaufte, der durch den Beweis der Treue gegen den Landesfürsten bey Wallensteins Tod sein und seiner Nachkommen Stück gegründet hatte. Nach dem Aussterben der Grafen von Beslie kam, wie bekannt, dieses Haus an die fürstliche Familie Dietrichstein, und endlich erkaufte es im Jahre 1811 die Herren Stände Steyermarks zur Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts, dem gewiß alle biederern, von keinem Vorurtheile getäuschten Steyermärker die volle und baldige Erfüllung seiner patriotischen Bestimmung aus redlichem Herzen wünschen werden.

c) Der russische Staatsrath Herrmann,
ein steyrischer Bauersohn.

Zu Marienhof im Judenburger Kreise der Steyermark, wo sein Vater das so genannte Meiergut besaß, wurde er am 14. März 1755 geboren. Er war ein Mann, der sich durch unverdrossene Thätigkeit in den Geschäften, durch unablässigen Eifer nach Erwerbung höherer Kenntnisse, aus dem Zirkel gewöhnlicher Menschen auf eine hohe Stufe des Verdienstes und der Ehre hingearbeitet hat; der mit der gründlichsten Gelehrsamkeit eine schöne Seele verband, und durch seine weise Wirksamkeit, durch seine mannigfaltigen erworbenen Wissenschaften

und durch seine Humanität vieles Gute verbreitete. Auf einen solchen Mann kann jeder Steyermärker stolz seyn, daß er im Schooße seines Vaterlandes geboren wurde. Herrmann genoß zu Murau, wohin in den ersten Jahren seiner Kindheit sein Vater sich begab, und sich eine andere kleine Landwirthschaft zu St. Agydien bey Murau kaufte, den ersten Unterricht in der dortigen Stadtschule. Darauf ward er in seinem neunten oder zehnten Jahre in das Dominicaner-Kloster zu Griesach in Kärnthen gebracht, wo er die Humaniora studieren sollte; er machte keinen sonderlichen Fortgang, weil der Vater Procurator, der ihn zwar in seine besondere Protection genommen, aber das Podagra im höchsten Grade hatte, ihn mehr zum Krankenwärter gebrauchte, als zum Studieren anhielt. Er wurde hernach zur Erlernung der Salzwerkskunde nach den Salzwerken zu Aussee geschickt, und daselbst bey dem Salzwerkskammerer v. Augustin in die Kost oder Pension gegeben. Er blieb hier, gegen zwey Jahre, und wurde sowohl im Practischen des Salzwerkwesens als auch zu Kanstleygeschäften scharf angehalten. Indessen, da sein Principal zwar den Ruhm eines geschickten Beamten hatte, aber zugleich auch ein sehr strenger Mann war, so war auch hier seines Bleibens nicht lange; denn Herrmann hatte einst sehr wichtige Papiere abzuschreiben, die durchaus an demselben Tage mit der Post nach Wien abgefertigt werden sollten. Schon war die Stunde nahe, wo sie abgehen sollten, und eben war auch die letzte Seite zu Ende geschrieben, als zum Unglück die Hand statt des Streufandes das Tintenfaß ergrieff, und einen ungeheuren Klecks über das Papier hergoß. Den Bogen umzuschreiben, dazu war keine Zeit mehr, und seinem Principal mit dem, was er angerichtet hatte, vor die Augen zu treten, dazu hatte er nicht Muth genug. In der Angst also ließ er alles liegen, und ging so eilig als möglich aus dem Hause und der großen Landstraße zu. Ob es gleich schon Nacht war, wanderte er doch auf derselben fort, bis er das erste Wirthshaus erreichte. Da aber seine Börse nur 12 kr. enthielt, die noch weiter reichen sollten, so legte er sich einstweilen in einer Scheune auf's Stroh, wo er vor Müdigkeit so fest einschlieff, daß er den Morgen darauf erst am hellen Tage erwachte. Er wollte sich aber niemanden anvertrauen, fürchtete eingeholt zu werden, und lenkte daher auf einen Seitenweg ein, der ihn über das Gebirge, die Sölk genannt, nach Murau führen sollte, das er zwar mit der größten Beschwerde und ganz allein überstieg, jedoch nicht ohne Gefahr, von Wölfen oder auch von Wildschützen angefallen zu werden. Wer hätte sich damals wohl vorstellen können, daß dieser flüchtige Jüngling vom Himmel bestimmt sey, einst in Sibirien Chef eines Commando's von zehn tausend Bergleuten, und von mehr als hundert tausend Kronbauern zu werden! — Endlich kam er dennoch wohlbehalten, aber von Hunger und Müdigkeit

äußerst entkräftet, vor der Thüre seines väterlichen Hauses an. — Dieser fatale Tintenleck also gab seinem ganzen Lebenslaufe eine andere Richtung — denn er kam hierauf in die Kanzley des Rentamtes zu Murau, an welcher Herrschaft er mit dem eben dort angestellten, später als Landgerichts-Director zu Unzmarkt vorzüglich durch Herrmanns Briefe über Steyermark bekannt gewordenen fürstlich Schwarzenbergischen Oberbeamten Sartori eine Freundschaft schloß, deren aufrichtige Äußerung viele noch vorhandene Briefe enthalten, welche Herrmann aus Rußland an Sartori schrieb. Bald darauf wurde er bey der fürstlich Schwarzenbergischen Rechnungs-Revision in Gräß angestellt. Hier erwachte sein Trieb zum Studieren von neuem, und er wendete alle Stunden, die er sich abmüßigen konnte, dazu an; besuchte die Vorlesungen auf der dortigen Universität, und hielt sich von seinem kleinen Gehalte besondere Lehrer in der lateinischen, französischen und italienischen Sprache. Aber auch hier konnte er diesem Triebe nach Wissen nicht lange folgen, und das Schicksal schien ihn bloß zu den trocknen Kanzley- und Rechnungsgeschäften verdammt zu haben, denn er mußte wieder in das Rentamt nach Murau zurück, welches er auch einige Zeit fast allein verwaltete. Auch wurde er im Jahre 1774 bey der damals in allen österreichischen Erbstaaten angeordneten Conscriptio gebrauchet. Obgleich ihm also seine Lage hier nur wenige Gelegenheit verschaffte, in den Wissenschaften einige Fortschritte zu machen, so beschäftigte er sich doch in seinen Nebenstunden, so viel er konnte, mit seinen Schulbüchern, und Lectüre war überhaupt seine liebste Unterhaltung. Auch legte er jetzt den Grund zu den mineralogischen und metallurgischen Kenntnissen, aus welchen er nachher sein Hauptfach machte, da er die vielen Eisen- und Stahlhütten dieser Gegend nun anfing näher kennen zu lernen. Im Jahr 1777 wurde er in die fürstlich Schwarzenbergische Buchhalterey nach Wien berufen, wohin er schon vorher einmahl eine Reise gemacht hatte, auf welcher er auch die Werke in Eisenerz und Vorderberg besuchte. Hier wurde ihm bald darauf in seinem zwey und zwanzigsten Jahre die Administration der fürstlichen Hauptcasse anvertraut, die er zwey Jahre verwaltete, und während welcher Zeit wenigstens drey Millionen bares Geld durch seine Hände gingen. So gefährlich dieser Posten auch für sein Alter war, so hatte er doch die Beruhigung, sich auf das Zeugniß der fürstlichen Hofkanzley berufen zu können. Daß bey Übergabe der Casse und Rechnungen weder durch Zahl noch Schreibfehler auch nicht Ein Kreuzer fehlte. Die Veranlassung aber zu dieser Dienstveränderung war die, daß man ihn als Commissär zu einer Untersuchung nach Steyermark schicken wollte, wobey er, vielleicht aus zu großer Empfindlichkeit, zurück gesetzt worden zu seyn glaubte. Er bath etwas zu dringend um seine Entlassung, und erhielt sie, ob er sich gleich sonst der Günst und des Zu-

trauens sowohl des regierenden Fürsten als auch des Erbprinzen im vorzüglichsten Grade zu erfreuen hatte. Während dieses Aufenthaltes in Wien konnte er, ungeachtet er mit seinen Amtsgeschäften genug zu thun hatte, doch seiner brennenden Begierde nach wissenschaftlichen Kenntnissen nicht widerstehen. Nicht nur hielt er sich abermahls Correpitoren in den Humaniora, sondern er besuchte auch die Vorlesungen auf der dortigen Universität, so viel es nur seine Geschäfte erlaubten, besonders die Vorlesungen des Hrn. v. Herbert in der Physik, Walchers in der Mechanik, v. Wels in der Naturgeschichte, v. Jacquin in der Chemie, v. Sonnenfels in den Polizeywissenschaften u. s. w. Auch war ihm eine jede Stunde theuer, die er in der kaiserlichen Hofbibliothek zubringen konnte. Neigung und Gelegenheit aber hatten ihn vorzüglich bestimmt, sich auf Mineralogie und Bergwerkskunde zu verlegen, und er machte auf seine eigenen Kosten, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommen, in dem Jahre 1781 Reisen durch verschiedene Gegenden von Deutschland, Italien und Ungarn, wo er, so viel es ihm möglich war, die Berg- und Salzwerke, auch Manufacturen und Fabriken besuchte, und mit den geschicktesten Männern aus diesen Fächern Bekanntschaft machte. Ein Theil seiner auf denselben gesammelten Bemerkungen ist durch den Druck bekannt geworden, der größere aber auf seinen nachherigen Wanderungen verloren gegangen. Er kam wieder nach Wien zurück, und da er es mit den nöthigen Vorkenntnissen in der Physik, Naturgeschichte und Chemie unternommen hatte, sich auch Kenntnisse von Handwerken, Künsten und Manufacturen zu erwerben, so glaubte er damit (weil sich damals dort noch niemand besonders auf dieses Fach gelegt hatte) in seinem Vaterlande am besten sein Glück zu machen, und bath daher, eine ordentliche Lehrkanzel der Technologie bey der Universität daselbst für ihn zu errichten. Dieses ward ihm aber von der damaligen Studien-Commission, bey welcher Graf von Blümegen präsidirte, abgeschlagen, jedoch vermöge Hofdecret vom 17. März 1781 erlaubt, außerordentliche Vorlesungen auf derselben hierüber zu halten, nachdem er einen gedruckten Aufsatz über die Einführung des Studiums der Technologie eingereicht hatte. Indessen war es vorzüglich in dieser Periode seines Aufenthaltes in Wien, daß er das Vergnügen hatte, außer mehreren andern ihm unvergeßlichen Freunden, auch besonders die Gewogenheit und Freundschaft des Hofraths v. Born, des Abbé Voda, des nachherigen Bergraths Haidinger, und des Directors des k. k. Naturalien-Cabinetes, Stüß, zu genießen. — Während dieß vorging, hatte die ökonomische Gesellschaft in Wien einen Preis auf die beste Bearbeitung über die Kenntniß des Mergels ausgesetzt. Hermann ward um denselben, und hatte die Ehre, ihn zu erhalten. Dieß stößte ihm einiges Vertrauen zu sich selbst ein, um so mehr, da sein Mitwerber, welcher da-

malhs in Wien für einen großen Ökonomen galt, nämlich der fürstlich Passauische Hofrath von Entnersfeld, nur das Accessit erhielt. Dieser Aufsatz war seine erste wissenschaftliche Arbeit, und die gute Aufnahme desselben hat ihn eigentlich zum Schriftsteller gemacht. Er gab nachher noch in Wien auch die zwey ersten Bändchen seiner Reisebemerkungen durch Oesterreich u. s. w. heraus, welche mit vielem Beyfalle aufgenommen, besonders auch wegen der Freymüthigkeit, womit manches gesagt war, als eine damals noch ungewöhnliche Erscheinung da selbst, gerühmt wurden. Von einer andern Seite aber zogen sie ihm eine große Unannehmlichkeit zu. Er hatte nämlich im ersten Bändchen irgendwo gesagt: daß er eine Beschreibung des Stahl-Prozesses bey den fürstlich Schwarzenbergischen Bergwerken in Steyermark heraus geben wolle. Derjenige aber, welcher damals die Hofkanzley dieses sonst so gütigen Fürsten dirigirte, fand es gerathen, Hermann hierüber vor der niederösterreichischen Regierung belangen zu lassen, und obgleich nachher diese Schrift gedruckt werden durfte, so mußte doch Manches weg gelassen werden. Diese Verdriesslichkeit, welche auch noch andere unangenehme Folgen hatte, bestimmte ihn, seine außerordentliche Professur bey der Universität in Wien vor der Hand aufzugeben, und sich einstweilen von dort zu entfernen; und da er schon seit langer Zeit große Lust hatte, die berühmten Salzwerke bey Krakau zu sehen, so reiste er durch Mähren und Schlessien dahin ab. Die Bekanntschaft des Hrn. v. Karosi, welcher damals mineralogische Untersuchungen bey Mohits anstellte, bestimmte ihn, nach Warschau zu reisen, und eine ähnliche Veranlassung war auch die Ursache, daß er von hier nach Preußen, Ehur- und Plesland und nach St. Petersburg ging, wo er am Ende des Jahrs 1781 ankam, und sogleich in vielen Häusern die beste Aufnahme fand. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften daselbst ernannte ihn bald nach seiner Ankunft zu ihrem Correspondenten mit Pension; nachdem Moszkienkow auf seiner Reise nach der Krimm, wo er auf Verlangen des Chans die Gebirge dieser Halbinsel untersuchen sollte, in Moskau gestorben war, wurde Hermann an dessen Stelle von derselben vorgeschlagen. Während dem aber, daß man dieses wegen dahin correspondirte, und er im Begriffe war, sich zu dieser Reise anzuschicken, ereignete sich die bekannte Staatsveränderung daselbst, wovon die Bestimmung der Krimm von Seite Rußlands die Folge war; und so wurde dann seine mineralogische Reise dahin vereitelt, wovon einige auswärtige Zeitungen damals sagten, daß er sie wirklich angetreten habe. Zugleich wurde ihm um diese Zeit ein Antrag gemacht, nach den portugiesischen Besitzungen nach Afrika zu gehen; ehe aber dieß zu Stande kam, führte ihn das Schicksal, statt nach diesem südlichen Punkte unserer Erde, vielmehr nach einem der nördlichsten. Denn da Hermann unterdessen dem damaligen Cabinetes-Minister von Oksustew bekannt geworden war,

stand dieser, als Chef der zum Cabinet gehörigen Kolywanischen Silberwerke in Altai, eben im Begriff, ihn dem Staatsrath Leube zu adjungiren, der damahls die berühmte Silbergrube am Schlangenberg dirigirte, als die oberwähnte Beschreibung des Stahlschmelz-Prozesses die Veranlassung wurde, daß die verstorbene Kaiserin Katharina II. befohl, ihn nach den uralischen Gebirgen abzufertigen, um eine Stahlfabrik daselbst anzulegen. Seine Abfertigung verzog sich aber bis Ende 1783, und er kam erst im October in Perm an, nachdem er auf dieser Reise von einem heftigen Fieber befallen worden, an welchem er fünf Wochen daselbst krank lag. Sobald er wieder hergestellt war, reifete er nach Katharinenburg, wovon aus er die meisten Berg- und Salzwerke in den besagten Gebirgen besuchte, und in der Folge beschrieb. — Im Jahr 1784 ging er, nachdem er noch vorher eine Reise nach Tobolsk gemacht hatte, nach St. Petersburg zurück, und als er seine Vorstellung über die zu errichtende Stahlfabrik eingereicht hatte, wurde er darauf zum Hofrath und Director dieser Fabrik ernannt, welche zu Pyschins, 22 Werste von Katharinenburg, etablirt werden sollte. Er trat also im Anfange des Jahres 1785 seine zweite Reise nach Sibirien an, wo er es seine angelegenste Sorge seyn ließ, seinen Auftrag in gehörige Erfüllung zu sehen. In diesem Jahre erhielt er von Sr. Majestät Joseph II. auch einen Ruf als k. k. Domainen-Administrations-Adjunct nach Lemberg, aber seine nunmehrige Lage hinderte ihn, demselben zu folgen. Im Jahre 1786 machte er auf Einladung des damahligen Mitgliedes und Chefs der Kolywanischen Bergwerke, Generals v. Suwarow, eine Reise nach diesen Werken, und im folgenden Jahre that er nochmahls eine Reise dahin, wo er sich mit Elisabeth Katharina, ältesten Tochter des geheimen Rathes und Ritters von Katscha, damahligen Gouverneurs der Kolywanischen Statthaltertschaft und Befehlshabers der dortigen Bergwerke, verheirathete, die ihm sieben Kinder geboren hat, wovon gegenwärtig noch vier am Leben sind, nämlich drey Söhne, Namens Friedrich, Franz und Bernhard, und eine Tochter, Maria Charlotte. — Hermann war genöthigt, im Anfange des Jahres 1789 abermahls eine Reise nach St. Petersburg zu machen, weil Neid, Mißgunst und Unwissenheit nicht unterlassen hatten, ihm eine Menge Hindernisse in den Weg zu legen. Da aber die Monarchinn in einer nahmentlichen Weise ihre allergnädigste Zufriedenheit mit seinen Bemühungen gezeigt hatte, so mußte er im Jahre 1790 zum dritten Mal nach Sibirien, auf welcher Reise er noch einen Seitenweg nach Tula und nach verschiedenen andern russischen Gouvernements zu machen hatte, wobey er sich aber durch einen unglücklichen Sturz, in einen Fluß die Bicht in einem solchen Grade zuzog, daß er seit dieser Zeit die größten Beschwerlichkeiten davon auszuheben hatte. Als im Jahr 1792, den 18. August in der Nacht die Pyschinskische Fabrik, aller

angewandten Rettungsmittel ungeachtet, abbrannte, und er nun wegen seiner äußerst geschwächten Gesundheit umgängliche Entlassung von diesem Posten zu bitten genöthigt war, so reifete er nachher in der Erwartung der Resolution (die jedoch erst im Jahr 1795 erfolgte) abermahls nach Barnal, der Haupthütte der Kolywanischen Bergwerke, wo er bis Ende dieses Jahres blieb, und während dieser Zeit, in so weit es seine kränklichen Umstände erlaubten, die Kolywanischen Gebirge und Bergwerke zu wiederholtem Mahle bereisete. Im Jahr 1796 kam er nach St. Petersburg zurück, und trat nun seinen Posten als Academicus ordinarius und Professor der Mineralogie bey der Akademie der Wissenschaften daselbst an, zu welchem er im J. 1790, nach dem Abgange des Professors Ferber, ernannt worden war, nachdem besagte Akademie ihn schon einige Jahre vorher vom Correspondenten zum Ehrenmitgliede befördert hatte. — Im Jahre 1798 wurde er, mit Beybehaltung seiner akademischen Stelle, wirkliches Mitglied des Reichs-Berg-Collegiums in St. Petersburg, und 1799 auch Inspector der kaiserlichen Bergschule daselbst; auch avancirte er in diesem Jahre zum Collegien-Rathe. Diese Inspectors-Stelle aber gab er, überhäufet anderer Geschäfte wegen, zu Ende 1800 wieder auf. In diesem Jahre wurde ihm zufolge eines allerhöchsten Befehles die Untersuchung der großen Kanonengießereyen im Olonehischen aufgetragen, die von dem Engländer, Hrn. Staatsrath Cascoyane, seit 1786 daselbst angelegt sind. — Darauf wurde Hermann am 5. Februar 1801 bey Gelegenheit seiner überreichten mineralogischen Reisen durch Sibirien zum Staatsrathe befördert. Dieser Titel wurde aber bald darauf wegen seiner Kenntniß und Erfahrung in Bergwerksachen in den eines Oberberghauptmannes von der fünften Classe verändert, und am 20. November desselben Jahres wurde er vom Kaiser Alexander I. zum Oberberghauptmann der vierten Classe befördert, welcher dem Range eines Generalmajors gleich kommt, und womit nach der russischen Rangordnung auch der Titel Excellenz verbunden ist. Zugleich wurde ihm die Befehlshabers-Stelle der Katharinenburgischen Berghauptmannschaft allergnädigst anvertraut, zu welcher die Kronbergwerke in der Nachbarschaft, der Münzhof daselbst, und alle Privat-Bergwerke im ganzen uralischen Erzgebirge gehören. Am Ende des besagten Jahres trat er also seine Reise nach Sibirien zum vierten Mahle an, wo er während einer fünfjährigen Amtsverwaltung der Stifter vieler ungemein nützlicher Anstalten wurde. Die zweckmäßigen Einrichtungen in Bezug auf den Unterhalt und die Versorgung der durch Alter und andere Gebrechen zur fernern Arbeit untüchtig gewordenen Kronbergleute, die Krankenpflege-Anstalten und viele andere Einrichtungen, die er als Oberbefehlshaber in Katharinenburg und dessen Umkreis getroffen, sind zu wohltätige Denkmähler seiner Humanität und seines Genies, als daß Hermanns Andenken

je wieder in diesem Erdtheil erlöschten könnte. Eine seiner vorzüglichsten Sorgen für die nützlichste Richtung seiner Thätigkeit war, in seinem weiten Wirkungskreise auch die kleinsten Umstände und Sachverhältnisse kennen zu lernen, und er erhob mit der umfassendsten Genauigkeit, und doch nur mit beschränkten Hülfsmitteln, alles, was sich nicht nur auf den eigentlichen Gegenstand seines Berufes, sondern zugleich auch auf alle sonstigen Terrain-Verhältnisse, auf Bevölkerung und Einwohner unter den mannigfaltigsten Beziehungen, auf natürliche und künstliche Hervorbringung und Productions-Fähigkeit bezieht, und theilte die in zehn Tabellen gesammelten Resultate jährlich der Akademie zu Petersburg mit, wo der Etatsrath Kraft mehr als Einmahl die Wichtigkeit dieser Untersuchungen durch das Beyspiel dieser Tabellen auf das Augenfälligste dargestellt, und zur allgemeinen Nachahmung empfohlen hat. — Was indessen durch dieses, von dem löblichsten Eifer für das Gute unterstützte Talent unsers Hermann geleistet werden konnte und geleistet wurde, war nicht jedermanns Sache, und so konnten seine nützlichen Einleitungen und gegebenen Beyspiele keine über das große Reich selbst im Ganzen ausgedehnte Nachahmung erhalten.

Im Jahre 1803 errichtete Hermann zu Katharinenburg die erste Buchdruckerey in ganz Sibirien, und das erste Werk, was in solcher in russischer Sprache gedruckt wurde, war eine Abhandlung über den Ertrag des russischen Bergbaues, in klein Folio. Auf dem Titel derselben befindet sich ein zwar nicht vollkommen gelungener, aber doch darum höchst merkwürdiger Prospect von Katharinenburg, weil die Zeichnung und der Stich von einem gemeinen Bergarbeiter, ohne alle Anleitung hierzu, verfertigt worden, und im eigenlichsten Verstand auch alle Erfordernisse zur Objectivierung dieses Gegenstandes von ihm mußten erfunden werden.

Diese Abhandlung wurde 1810 zu Petersburg von dem Verfasser in deutscher Sprache unter dem Titel: „Die Wichtigkeit des russischen Bergbaues,“ in 4. herausgegeben, nachdem Hermann bereits seit 1807 sich auf Befehl seines Monarchen daselbst aufhalten mußte, der ihn im nämlichen Jahre zum General-Berg-Intendanten ernannt hatte. Jedoch, da im Jahre 1811 seine zeitliche Anwesenheit in dem uralischen Erzgebirge nöthig gefunden wurde, mußte Hermann noch Einmahl sich nach Katharinenburg begeben; und hier endete der Briefwechsel mit seinem vieljährigen Freunde.

d) Graf Benjowsky,
der kühne Abenteurer.

Moritz August Graf von Benjowsky war ein Mann von rastloser Thätigkeit, und von mannigfaltigen und außerordentlichen Schicksalen. Er wurde im J. 1741 zu Werbna in Ungarn geboren, wo sein Vater General in kaiserlichen Diensten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im siebenjährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein

Oheim, dessen Güter er einst erbte, nach Lithauen rief. Seine Schwäger entrissen ihm indessen sein Vermögen in Ungarn, weshalb er dahin zurück kehrte, um sie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber man erklärte ihn für einen Rebellen, und er war genöthigt, nach Pohlen zu flüchten, wo er nach verschiedenen Reisen der pohlischen Conföderation gegen die Russen beytrat. Er ward nach und nach Oberster, Befehlshaber der Cavallerie und General-Quartiermeister. Bey Kumenka schlug er ein russisches Detaschement, nachher aber verlor er ein Treffen, und ward von den Russen gefangen. Er entfloh dieser höchst grausamen Gefangenschaft, ward wieder erlangt, und gegen das Versprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf einer Reise dahin rettete er im Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bey dem Gouverneur Nilon eine gute Aufnahme, in dessen Hause er in der Folge Eingang fand, und dessen Kinder er in der französischen und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasta, des Gouverneurs jüngste Tochter, in ihn, und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freyheit zu setzen, und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er schon den Plan entworfen, mit mehreren Mitverschwornen aus Kamtschatka zu entfliehen. Er war nahe daran, verrathen zu werden; sogar Aphanasta erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ ihn nicht, beschloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphanastiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sey, verließ er Kamtschatka im May 1771. Seine Absicht war, nach China zu segeln; statt dessen aber kam er nach vielen Mühseligkeiten, die er sowohl von der Natur als von seinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japanischen Insel Usmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte sich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben, und den Insulanern das Versprechen zurück lassen, wieder zu kommen, und eine Colonie zu errichten; ein Versprechen, das er auch nach seiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er segelte nach Formosa, wo er sich selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von seiner Reise abzustehen. Endlich kam er nach Macao; hier wurden ihm von den Franzosen, Holländern und Engländern Vorschläge gethan. Da er die der Erstern annahm, so erkaufte die Engländer einen Theil der Besatzung seines Schiffes, und Stepanow, ein Russe, der schon früher mehrmahls Meutereyen zu erregen gesucht hatte, zettelte eine Verschwörung wider ihn an. Allein sie mißlang; Stepanow wurde mit 4000 Piastern abgefunden, und ging in holländische Dienste. Viele von Benjowsky's Begleitern starben zu Macao am Fieber, unter denen auch Aphanasia war, die ihrem Geliebten stets treu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde hier bestimmt, auf der

Insel Madagascar ein Etablissement anzulegen; ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er selbst vorher sah, besonders, da der glückliche Erfolg desselben ganz von dem guten Willen der Beamten der Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theiles seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war. Dennoch begab er sich auf die Reise, kam im Juny 1774 in Madagascar an, und betrug sich, trotz der Widerwärtigkeiten des Klima, und der Vernachlässigung, die er vom französischen Ministerium erfuhr, standhaft und klug. Er gewann verschiedene Nationen und Chefs. Mehrere derselben schickten feyerlich Gesandtschaften an ihn, und gaben ihm den Wunsch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampansacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm diese Anerbiethung an, behielt sich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er seine Entlassung von demselben erhalten habe. Dieser Fall trat bald ein, als französische Commissarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, sich seiner Person zu bemächtigen, denen er jedoch auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänzlich niedergelegt hatte, wurde er im J. 1776 feyerlich zum Ampansacabe erklärt; die Weiber schwuren seiner Gemahlinn (die er schon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen lassen) den Unterwerfungs-Eid. In der Folge erklärte er seinen Vorsatz, selbst nach Europa zu reisen, um der Nation einen mächtigen Allürten und Handelsausichten zu verschaffen. Vergebens stellten ihm seine Unterthanen vor, daß er seinen Tod suchen wolle. Es scheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu suchen, seinen Gegnern die Gerechtigkeit seiner Sache unter die Augen zu stellen. Bey seiner Zurückkunft nach Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des französischen Ministeriums genöthigt, in kaiserliche Dienste zu treten, in welchen er jedoch nur zwey Jahre blieb, weil ihm der Kaiser zu seinem Plane nicht behülflich seyn konnte. Von da wandte er sich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bey Londoner Particuliers, und vorzüglich bey einem Handelshause zu Baltimore in Amerika, wohin er segelte, Unterstützung. Im October 1784 reiste er ab, ließ seine Gemahlinn in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfang, schickte die Regierung von Belle Isle 60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefechte wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, und starb wenige Minuten nachher. Dieß geschah im May 1786. Benjowsky hatte seine Begebenheiten selbst französisch beschrieben. William Nicholson hat dieselben, aus der Handschrift englisch übersetzt, heraus gegeben; wir besitzen mehrere deutsche Übersetzungen davon. Kokebus hat diesen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

c) Anich Peter, der gelehrte Bauer aus Tirol.

Peter Anich wurde am 22. Februar 1723 bey Oberperfuß, einem drey Stunden von Innsbruck gelegenen Dörfchen, geboren. Sein Vater hieß Ingenuin Anich, seine Mutter Gertraud Hamerinn. Ersterer besaß ein kleines Häuschen, nebst einem Stück Grund, womit er seine außer Peteren noch in zwey Töchtern nebst Ehegattinn bestehende Familie ernährte, und sich nebenbey auch mit Drechseln einigen Erwerb verschaffte.

Peter wurde ganz zum Bauernstande erzogen; seine Erziehung war die gewöhnliche Erziehung der Kinder dürftiger Leute, wenn man den mangelhaften Unterricht im Drechseln ausnimmt, welchen der Sohn von seinem Vater erhielt, dem er in spätern Jahren hierbey an die Hand ging, wobey jedoch Vater und Sohn sich nur auf die rohesten Elemente der Kunst beschränkten. Peter war bereits 28 Jahre alt, und konnte kaum lesen und schreiben; seine Handschrift war sehr fehlerhaft, und beynahe unlesbar.

Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, erschien er, von niemanden als seinem eigenen Genius geleitet, im Jahre 1751 in dem dortmahligen Jesuiten-Collegium zu Innsbruck, und verlangte mit dem P. Professor der Mathematik zu sprechen. Als dieser herbey kam, fragte ihn Anich ganz treuherzig in seiner derben Bauernsprache: „Bist du derjenige, dessen Amt es ist, den Himmel und die Sterne zu beobachten.“

Der Professor bejahte es, und fragte ihn, warum er dieß zu wissen verlange. — „Auch ich,“ antwortete Anich, „möchte gerne den Lauf der Sterne kennen lernen; ich habe ihn oft mit Vergnügen betrachtet, als ich noch als Dube auf den Bergen die Herden weidete.“

Es war der würdige P. Ignaz Wenihart, welcher jetzt mit den künftigen Geodeten von Oberperfuß die erste Bekanntschaft machte, und ihm bleibt das hohe Verdienst, einen Mann gebildet zu haben, der ohne seinen Beystand unfehlbar in der Dunkelheit geblieben wäre. Er nahm sich anfangs die Mühe, Peters Verstand genau zu erforschen, um zu sehen, ob das Verlangen des Bauers mit seiner Fähigkeit übereinstimme. Er fand aber bald zu seiner großen Verwunderung an Anich eine beyspiellose Fassungskraft, und einen scharfsinnigen Verstand, die ihm einen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen erwarten ließen, und der Unterricht begann nun. Alle Feiertage kam der eifrige Schüler von seinem Berge herab nach der drey Stunden entlegenen Hauptstadt, um Weniharts mathematischen Unterricht zu genießen. Derselbe dauerte vier Jahre, während welchen Anich sowohl unter Anleitung seines Lehrers verschiedene mathematische Bücher nebenbey studierte, als auch mehrere ihm vorgelegte Instrumente auf das geschickteste nachmachte.

Am Ende dieses vierjährigen Lehrurses trug ihm sein Lehrer auf, eine große astronomische Himmelsgugel für die akademische Studierstube zu verfertigen, nachdem er ihm deren Einrichtung zuvor vollständig angegeben hatte.

Im Jahre 1755 hatte Anich diesen Globus bereits verfertigt. Er mußte, weil nicht nur die Stubenthür, sondern auch die Hausthür kleiner war als der Durchmesser der Kugel, gleich einem zweyten Simson die Pflöcke beyder Thüren ausheben, und die Mauer so weit aufreißen, bis man den Globus unverletzt hinaus bringen konnte. Mit diesem kam er nun nach Innsbruck, und erregte nicht nur bey seinem Lehrer, sondern auch bey allen Kennern der Mathematik billiges Erstaunen. Anich hatte alle Erwartungen seines Professors weit übertraffen. Dieses Kunstwerk zielt das physikalische Cabinet zu Innsbruck.

Im nähmlichen Jahre 1756, in welchem dieser Himmelsglobus vollendet ward, wurde eine ausführliche Beschreibung desselben, sammt einer lateinischen Zuschrift, durch den Gouverneur Grafen von Enzenberg, einem Künste und Wissenschaften befördernden Staatsmanne, der Kaiserinn Maria Theresia überreicht, und von der Monarchinn huldreich aufgenommen und aufmerksam durchlesen.

Die so große Zufriedenheit, mit welcher man die astronomische Arbeit aufgenommen hatte, gab Anlaß, daß sein Lehrer im vollen Ernste daran dachte, ihm auch die Verfertigung eines Erdglobus aufzutragen. Anich fühlte nun lebhaft das hierzu unerläßliche Bedingniß, vor allem seine noch immer höchst fehlerhafte und unlesbare Handschrift zu verbessern. Er übte sich nun ganz in der Stille, ohne seine anderen gewöhnlichen Arbeiten zu unterlassen, ohne Gebrauch eines Lehrmeisters, in den Nebenstunden im Schreiben, und kaum waren neun Monate verfloßen, als er schon ganz von sich selbst alle Arten von Buchstaben und Schriftzügen so regelmäßig und zielfähig zu machen wußte, daß er auch im Schreiben zum Muster dienen konnte. Sein vorsichtiger Lehrer trug ihm jedoch noch zur Vorübung die Entwerfung einer Landkarte vom dortmahligen Kriegstheater zwischen Osterreich und Preußen auf. Noch vor Ablauf des 17. Tages war er mit dieser 5 Schuh langen, und 3 Schuh breiten Mappe fertig. Sie war so schön und fleißig mit der Feder gearbeitet, daß man sie für gestochen halten können. Alle Kenner, selbst die dortmahls in Innsbruck anwesenden gefangenen preußischen Generale Fink und Nebentisch ic., konnten sich über den Fleiß dieses Mannes, über die Genauigkeit, Feinheit und Zierlichkeit dieser Karte nicht genug verwundern.

Nun machte sich Anich an die Verfertigung des Erdglobus, und brachte im April 1759 auch diesen zu Stande.

Es war bey Gelegenheit des feyerlichen Glückwun-

sches, welchen der akademische Senat im Jahre 1759 dem damahls neu ernannten Präsidenten der tyrolischen Landesstelle, Grafen Cassian Ignaz von Enzenberg, abstattete, daß der Professor von Benihart Anich diesem für wissenschaftliche Unternehmungen sehr empfänglichen und thätigen Minister, anempfahl, der zur gewünschten Fortsetzung der Karte des Herrn von Sperges selbst sich Anichs bediente, um seine Karte in ihrer nördlichen Gränze zu vollenden.

Anich hat nähmlich in den Monathen November und December 1759 für die Spergesche Karte die Thäler des Eisachs, der Talsfer und der Eisch, eigentlich die Gegend von Klausen über Bohen und Sarntal bis Meran, aufgenommen und mappirt, so wie auch eine Zeichnung der Spergeschen Karte verfertigt.

Eine Hof-Resolution forderte eine vollständige, alle und jede Orte, und ihre Nahmen ausführlich in sich enthaltende Karte, und die Vorschriften wurden daher in dieser Hinsicht außerordentlich vermehrt, wie am besten aus dem, auf der großen Karte stehenden Verzeichnisse der verschiedenen darin vorkommenden Zeichen entnommen werden kann. — Anich erhielt zu Folge des mit ihm, im Jahre 1760 geschlossenen Accordes täglich 2 fl. wenn er im Freyen, und 1 fl. wenn er zu Hauße arbeitete; ein Lohn, mit welchem Anich bey der dortmahligen Wohlfeilheit der Lebensmittel und seiner genügsamen Lebensart sehr wohl zufrieden war.

Seine Handlanger wurden besonders bezahlt. Alle Obrigkeiten erhielten Befehl, ihm bey seiner Ankunft einen erfahrenen Wegweiser mitzugeben, und ihm ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Ortsnahmen und Merkwürdigkeiten ihrer Bezirke einzuhändigen. Dem ungeachtet mußte Anich dennoch beynähe Alles, selbst die Ortsnahmen, erst durch eigenes Nachfragen auskundschaften, und erst von ihm erhielten die Obrigkeiten die Nahmensverzeichnisse zur Verbesserung dessen, was in der Schreibart gefehlt war.

Doch Anich brachte es durch seinen unerschrockenen und unermüdeten Fleiß dahin, daß er, nach dreijähriger angestrengtesten Arbeit, im Frühjahr 1763 schon eine 6 Schuh lange und über 4 Schuh hohe, schöne Mappe vorlegen konnte, in der bereits mehr als zwey Drittel des ganz nördlichen Tyrols vollständig eingetragen waren; aber er hatte, leider! auch einen großen Theil seiner Gesundheit eingebüßt. Die außerordentlichen Strapazen einer so anhaltenden Arbeit, und vorzüglich des immerwährenden Bergsteigens; der Aufenthalt im Freyen bey der verschiedenartigsten Temperatur und Witterung; die Verschiedenheit der Nahrung und des Getränkes; Durst, Hitze und Kälte, und schmerzhaftes Gefühl häufiger unverdienter Kränkungen, untergruben seine sonst starke Gesundheit. Er mußte wegen Kränklichkeit öfters Wochen und Monathe mit der Arbeit aussetzen; sein

Gehör verfiel stark, und seine Kräfte schwanden. Desto empfindlicher war der Schlag, der ihn nun traf. Da jedoch seine Kränklichkeit fortbauerte, und er sein Unvermögen erklärte, sich auf die Vermessung des südlichen Tyrols, die ihm später aufgetragen wurde, noch ferners einzulassen, wählte er sich, auf den Rath des Professors von Wenihart, einen Schüler oder Practikanten in der Person des Blasius Hueber, ebenfalls von Oberperfsüß gebürtig, dessen unter von Weniharts und Anichs Anleitung gebildeten Talent und Fleiß wir die Vollendung des Anich'schen Meisterwerkes, der großen tyrolischen Karten, verdanken.

Mit diesem feinen Schüler verfügte sich Anich Anfangs Juny 1765 zur Fortsetzung der Vermessungen in die Gegenden von Bohen. Am 16. July maßen sie in der sumpfigen Gegend zwischen Bohen und Eisfers eine ihnen nothwendige lange Linie, und sie brachten damit auf einem nassen Felde in der größten Sonnenhitze mehrere Stunden zu, auch waren sie, nach Anichs feugaler Lebensart, nüchtern an die Arbeit gegangen. Die Folge davon war, daß Beide am nämlichen Tage von einem hitzigen Gallenfieber befallen wurden. Sie ließen sich nach Steinach bringen, und reisten nach einem monatlichen Aufenthalte, der ihre Gesundheit um nichts gebessert hatte, auf dem Postwagen in ihre Heimath. Anichs Uebel schien im Anlange von keiner großen Bedeutung zu seyn, aber bald artete es in Wassersucht aus; er konnte durch viele Monathe weder das Bett verlassen, noch sich einer Art von Arbeit widmen, und fiel immer mehr von Kräften.

Um diese Zeit war der k. k. Hof nach Innsbruck gekommen. Der Kaiser Franz I. bewunderte, so wie der Erzherzog Peter Leopold, der Herzog Carl von Lothringen und andere Prinzen und Standespersonen, Anichs große Globen, und alle andern vorgezeigten Arbeiten dieses Bauers, und äußerten wahres Bedauern, daß Anich damahls abwesend war. Seine verjüngte Mappe konnte, wegen unvorhergesehenen, beim Stiche dertelben Statt gefundenen Schwierigkeiten und mißlungenen Ausführung, nicht dem k. k. Hofe vorgelegt werden. Diesem Unfalle verdanken wir das Glück, Anichs Karte in ihrem vollkommenen größern Maßstabe zu besitzen. Anichs Werke waren damahls eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Innsbrucks, die kaum jemand ungesehen ließ. Es war gleichsam die Zeit von Anichs Triumph, der leider! an sein Schmerzlager gefesselt, von allen diesen Lobsprüchen und Beyfallsbezeugungen keinen Genuß hatte.

Im Laufe des Sommers 1788 schien Anich sich gänzlich zu erholen, und seine kräftige Natur über die Macht der Krankheit zu siegen. Er stand von seinem langwierigen Krankenlager auf, ging im Hause herum; seine Geisteskräfte erwachten. Er begann wieder Geschmack an mathematischen Arbeiten zu bekommen, schickte sich an, seine unterbrochenen Messungen wieder fortzusetzen,

und berechnete schon im Geiste die Zeit ihrer Vollendung.

Ihm blühten noch die letzten irdischen Freuden. Nicht nur wurden ihm von der großmüthigen Maria Theresia ein Gnadengehalt von jährlichen 200 fl. verliehen, sondern auch dem Professor von Wenihart eine goldene Medaille von Wien aus mit dem huldreichen Erklären für Anich übersendet, „daß er diesen Ehrenpfennig an feyerlichen Tagen tragen könne, zum Zeichen einer besondern Gnade, mit welcher Ihre Majestät dessen Gaben zu beschenken und zu zieren geruhen. Dieß Geschenk soll ihn auch fernerhin anfrischen, seine künftigen Arbeiten dem Besten seines Vaterlandes zu widmen.“ Am 15. August desselben Jahres wurde Anich mit feyerlichem Gepränge mit diesem Ehrenzeichen geschmückt. Seine Freude hierüber war ungemein. Er nahm die Medaille in die Hände, konnte sich daran nicht satt sehen, zeigte sie Bekannten und Fremden, und sang aus Übermaß seiner ungekünstelten Freude oft darüber zu singen an. Er schien neu aufzuleben, und Muth und Heiterkeit verbreiteten sich über sein ganzes Wesen.

Am letzten August des nämlichen Jahres ging er zum Gottesdienste in die von seinem Häuschen eine halbe Stunde entfernte Pfarrkirche, und kehrte hierauf lustig und munter nach Hause. Allein bald klagte er über heftige Kopfschmerzen, und sehr bedenkliche Krankheitszufälle stellten sich ein. Das k. k. Gubernium schickte auf die erste Nachricht davon die Leibärzte zu ihm; man hielt ein Consilium medicum, und sparte keine Mühe und keine Kosten, die Tage eines Mannes zu fristen, dessen Leben für Wissenschaften und Vaterland kostbar war. — Umsonst! Die Schlüsse der Vorsehung wollten es anders. Ein Schlagfluß trat ein und raffte ihn am 1. September 1766 in 43. Jahre seines Alters dahin, erschöpft von Arbeit, überhäuft mit Verdiensten.

Anichs Leiche wurde anfänglich auf offenem Freyhofe zu seinen Verwandten begraben, in der Folge jedoch, auf des Professors von Weniharts Verwendung, vom Kirchhofe in die Pfarrkirche selbst überseht. Ein neues Leichenbeängniß wurde gehalten, entsprechend den großen Verdiensten des Verstorbenen. Alle Glocken ertonten, alles Volk strömte zusammen, und eine herzliche Trauer aller Anwesenden vertrat die Stelle der rühmlichsten Leichenrede. Nicht alle wußten den Gelehrten — den Künstler Anich zu schätzen; — den biedern, redlichen Mann — den friedlichen Nachbar — den guten Menschen beweinten Alle.

Jetzt zielt ein Monument von Marmor die Stelle, wo Anich ruht. Das dortmahlige k. k. Gubernium in Innsbruck ließ es errichten, und nachstehende Grabchrift in den Stein hauen:

Hic jacet

Petrus Anich Oberfuessensis

Sui temporis, conditionis, ac gentis prodigum,

Rusticus idem, ac Tornator, Cosmographus,
Astronomus, Geographus, Geometra, Chalcographus Me-
chanicus etc.

per omnia excellens;

Quas Artes non tam didicit, quam suoment Marte invenit
De Patria optime meritus,

Quam iubente et remunerante Aug. prope totam dimensus
In Mappis distinxit, delineavit, descripsit
Benefactor Aedis hujus

Vir singulari animi modestia cacterisque Christianis vir-
tutibus conspicuus

Cujus memoriae Monumentum hoc posuit
Excell. Austriae sup. Gubernium.

Das Wunder dieser Zeit, der Schatz so vieler Gaben,
Die Zierd' des Bauernstands, ist leider hier begraben.
Gedenk' an seine Müh', von ihm gemessnes Land!

Der Himmel war sein Werk: er lohne seiner Hand.
Peter Anich † 1. September 1766, alt 45½ Jahr.

Diese Grabchrift ist die Skizze von Anichs Biographie, und ist eben so geeignet, die Verdienste dessen, dem sie gesetzt wurde, zu verewigen, als der hohen Stelle, welche sie lehete, ein bleibendes Denkmahl ihres Patriotismus und ihrer Achtung für Künste und Wissenschaften zu stiften.

Außer den Globen und der Karte seines Vaterlandes, die Anichs Nahmen unsterblich gemacht haben, hat er auch eine kleine, sehr gelungene Karte von Innsbruck verfertigt, und viele mathematische Instrumente theils nachgemacht, theils nach seiner Erfindung verbessert. Unter letztere gehört besonders seine beym Messstische angebrachte Verbesserung, indem er das wagrechte Lineal durchhöhlte, und dadurch eine neue Horizontal-Diopter erfand. Nebstdem wurde er häufig, sowohl von Privatpersonen als von ganzen Gemeinden, zu Messungen ihrer Landgüter berufen, und bey Gränz-Tyrungen unter Nachbarn als Schiedsrichter beygezogen, dessen Ausspruch sodann als untrieglich gehalten wurde.

Er genoss den von der kaiserlichen Großmuth erhaltenen Gnadengehalt nur zwey Monate, und nach seinem Tode erhielt, da er selbst unverehelicht geblieben war, seine Schwester in Hinsicht der Verdienste des Bruders einen jährlichen Gnadengehalt von 50 fl.

Anich hatte ein glückliches Gedächtniß, doch größer war noch sein Verstand und seine Urtheilskraft. Er faßte schnell, und behielt doch — ein seltener Fall! — das Einmahl Gesagte für immer. Sein Fleiß war eisern, seine mechanische Kunstfertigkeit ungläublich. Seine Geschicklichkeit im Drechseln, Zeichnen, Mappiren, Kupferstechen, Schönschreiben etc. verdient um so mehr Bewunderung, als er hierbey nur sein Genie zum Führer, seinen unermüdeten Fleiß zum Hülfsmittel hatte. Mit Staunen sah ihm einst sein Professor zu, als er bey Entwurfung eines Himmelszeichens zu erst dessen Stelle auf dem Globus mit einem Zeichen bemerkte, und dann,

ohne erst vorher mit dem Bleystifte eine Zeichnung zu machen, die Figur selbst anfang, und ohne Aufhören in der größten Geschwindigkeit so lange mit der stählernen Feder kleine Punkte zu häufen fortfuhr, bis endlich die vollendetste Figur des gewählten Himmelszeichens daraus entstand. Den Schmied ausgenommen, bedurfte er bey allen seinen vielen Arbeiten von mannigfaltiger Art keines Handwerkers oder Künstlers, sondern verfertigte ohne fremde Hülfe alle selbst. Sein Ruhm war auch in entfernten Gegenden so verbreitet, daß ihm selbst der Erzbischof von Salzburg einen gebildeten Jüngling zusandte, der sich unter Anichs Leitung zu geometrischen Arbeiten bilden sollte.

Doch genug vom Künstler Anich! Seine Verdienste, seine Werke sprechen für ihn. Die Welt hat seinen Werth erkannt, und so lange Wissenschaften und Künste die Huldigung der Jahrhunderte genießen, wird auch Anichs Nahme mit Achtung und Bewunderung genannt werden. Hier nur noch wenige Worte — vom Menschen Anich! Anich verband mit harmloser, anspruchsloser Simplicität der Sitten, tiefes, reges Gefühl für Religion. Er war gewissenhaft in Ausübung ihrer Pflichten, nicht nur in jenen äußerlichen Andachtsübungen, welche so oft nur das bequeme und blendende Surrogat des praktischen Christenthums sind, sondern auch in herzlicher inniger Gottesverehrung, die sich in frommen Sitten, und fleckenlosem Charakter bestätigt. Er war der Wohlthäter seiner Pfarrkirche, welcher er alles Ersparniß seines Verdienstes zum Opfer brachte. Sein Seelsorger sagte oft, er habe unter allen seinen Pfarrkindern keinen bessern Wohlthäter im Zeitlichen, und keinen besseren Untergebenen im Geistlichen, als den gelehrten Bauer Anich; ein Lobspruch, der allein einen Commentar aufwiegt. Anich liebte die Einsamkeit, ohne die Menschen zu hassen, und hatte Gefühl für Ruhm, ohne Stolz und Ehrsucht zu besitzen. Liebenswürdige Bescheidenheit war die stete Begleiterinn seiner Gelehrsamkeit. Nie konnte man ihn bewegen, sich durch Kleidung, Lebensart etc. vor Menschen seines Standes auszuzeichnen, noch weniger den angeborenen Ackerbau zu verlassen. Er war gegen jedermann, besonders Nachbarn in einem hohen Grade dienstfertig und leutselig. Sein harmloser Charakter war keines offenen Hasses, keines heimlichen Grobesses, und keiner Verstellung fähig. Seine Mäßigkeit war sehr groß. Er nahm mit großer Kost vorlieb, und konnte oft kaum vermocht werden, ein Glas Wein zu trinken. Er war nicht gerne in größerer Gesellschaft, und im Umgange mit Personen von Bildung und Stand verlegen und scheu. Sein Selbstgefühl trieb ihn nie an, seine Vorzüge geltend zu machen, sondern beschränkte sich nur auf eine ruhige Zuversicht mit sich selbst, und erhöhte seine Thatkraft. Gelehrte Arbeiten waren sein Vergnügen. Sein fester, männlicher Charakter bewährte sich in standhafter Ueber-

windung aller Hindernisse, und in unverrückter Verfolgung festgesetzter Pläne und Bemühungen bis zum Momente genialischer Vollendung.

Peter Anich war mehr kleiner als mittelmäßiger Statur. Er hatte einen wohlgebildeten Kopf, weiße, ziemlich röthliche Gesichtsfarbe, sein Körper war weder fett noch mager, seine Gesundheit übrigens fest und dauerhaft zu Strapazen. Seine Gesichtszüge, besonders wenn er über ernste Gegenstände nachdachte, lebhaft, und doch konnte unter den rohen Delinamenten bäuerischer Einfalt wohl nur der geübte Physiognom den schöpferischen Geist ahnen, der gleich der Morgen Sonne zwischen Nebelhüllen aus ihnen hervor glänzte. Er hatte schöne Augenbraunen, eine etwas gebogene Nase und stark hervor ragende Stirne. Seine Augen waren belebt, sein Gesicht scharf, desto schwächer sein Gehör, das in den letzten Jahren seines Lebens, als eine Folge seiner vielen Arbeiten in feuchter Luft, und seiner nasskalten Wohnung, fast ganz verfiel. Da er nicht dahin zu bringen war, sich selbst aus einem Spiegel abzuzeichnen, porträtirte ihn der geschickte Porträtmahler Haller, und dieses Bildniß zielt jetzt das physikalische Cabinet. Es wird allgemein für sehr ähnlich und getroffen gehalten. In der That trägt es ganz das Gepräge von Anichs Charakter, und aus den frommen — unschuldig ruhigen Zügen ländlicher Einfalt strahlt der Geist eines Keplers und Newtons siegend hervor.

O Mozart, der größte deutsche Componist.

Johannes Crystostomus Wolfgang Amadeus, ward zu Salzburg am 27. Jänner 1756 geboren. Kaum drey Jahre alt, freute er sich schon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Clavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing sein Vater gleichsam spielend an, ihm einige Menuetten und andere Stücke auf dem Clavier zu lehren. Zu einer Minuette brauchte er nur eine halbe Stunde, zu einem größern Stück eine Stunde, um es mit der vollkommensten Nettigkeit, und mit dem festesten Tacte zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte, und dann von diesem zu Papiere bringen ließ. Psychologisch merkwürdig ist es, daß er, ehe ihm die Musik bekannt war, sich für alle Kinderspiele so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken, und alles andere davor vergessen konnte, so wie er auch mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann sich angeschlossen. Aber von der Zeit an, wo er die Musik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geschmac an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit aufnahm, so blieb doch die Musik dieje-

nige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war, und jede Stufe seiner Vorbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und in Erstaunen gesetzt wurde.

Dies war einst der Fall mit einem Clavier-Concerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre fertig hatte, und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch zugleich so schwer war, daß es nur ein geübter Künstler hätte spielen können. In seinem sechsten Jahre war der junge Mozart bereits in der Musik so weit fortgeschritten, daß sein Vater dadurch bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie war, eine Reise nach München, wo sie eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu machen, wo die beyden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die bey einem solchen Alter von Allen als ein Wunder angesehen wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr Interessantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenfeil hohlen lassen sollte; dieß geschah, und der junge Mozart trug zu dessen Überraschung eines seiner Concerte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit vor. Übrigens hatte er bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anderes musikalisches Instrument in Händen gehabt. In Wien hatte man ihm eine kleine Geige geschenkt, auf der er bereits, als die Familie nach Salzburg zurück gefehrt war, wider Wissen des Vaters solche Fortschritte gemacht hatte, daß er zum Erstaunen aller Anwesenden die zweyte Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es sich, daß das ganze innere Seyn des jungen Mozart der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden sey; denn nur Musik beschäftigte ihn ganz. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst bemerkenswerth, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, schon jeder rauhe schmetternde, und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er sogar einst bey demselben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. Finden wir die Wirkung von diesem, nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht, trotz der gewöhnlichen Vollstimmigkeit, in jedem Tacte derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Übergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der Mozart'schen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargestellt, gesungen, und von Allen mit gleichen Entzücken genossen werden? Übrigens er-

zählt man noch aus dieser Periode, daß er einst die um einen halben Viertelton verschiedene Stimmung seiner eigenen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erkennen der Anwesenden, welche diese Geige hohlen ließen, anzugeben wußte. Im Jahre 1763, also im 7. Jahre des jungen Mozarts, machte die Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch der Ruhm des jungen Clavier-Spielers sich allgemein verbreitete. Nachdem sie mehrere große Städte besucht, und überall mit freundlichem Enthusiasmus aufgenommen worden war, kam sie im November desselben Jahres in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte, und mit Ruhm und Unterstüßung gleichsam überschüttet wurde. Hier war es, wo der junge Mozart seine ersten Clavier-Sonaten herausgab. Im Jahre 1764 reiste die Familie über Calais nach England, wo sie sich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am 20. April ließ sie sich am königlichen Hofe hören, eben so wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zur allgemeinen Bewunderung spielte. In einem darauf folgenden öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von seiner Composition vorgetragen. Hier sowohl, als in Paris, wurden ihm die schwersten Clavier-Sachen von Bach, Händel u. s. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präcision vortrug. Während seines Aufenthaltes in England componirte er sechs Sonaten, die er in London stehen ließ und der Königin widmete. Im July 1765 reiste die Mozart'sche Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbstatthalter spielte. Hierauf ging sie wieder nach Paris, und nachdem sie zweymal in Versailles gewesen war, über Lyon durch die Schweiz und München, wo der Churfürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches dieser in seiner Gegenwart, ohne Clavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Churfürsten und aller Anwesenden vortrug. Endlich kam sie nach einer Abwesenheit von noch nicht drey Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo sie bis in das Jahr 1768 blieb, und darauf eine zweyte Reise nach Wien machte. Hier spielten die beyden Geschwister vor dem Kaiser Joseph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komische Oper, *la finta Semplice*, in Musik zu setzen. Sie erhielt den Beyfall des Capellmeisters Hasse und Metastasio's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bey der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium, und ein Trompeten-Concert, und dirigirte als zwölfjähriger Knabe diese feyerliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Im Jahre 1769 trat Mozart, der Concert-Meister bey dem salzburgischen Hof-Orchester geworden war, in Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. Zu Bologna bewunderte besonders der Pater

Martini den Knaben, der im Stande war, ein jedes gegebene Fugen-Thema auf der Stelle zu bearbeiten, und es auf dem Clavier auszuführen. In Rom erregte er auf eine andere Weise die Bewunderung der Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miserere, welches alljährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle gesungen, und damahls noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft am Clavier sang, der Sopranist Christophori, der es in der Capelle gesungen hatte, und in der Gesellschaft zugegen war, die lebhaftesten Beweise seiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della pietà, in seinem Ringe stecke die Zauberkrast seines Spiels; er zog ihn ab, und nun erst wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Eporns; in Bologna wurde er, nachdem er bey verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Capellmeister der philharmonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur Composition der ersten Carnival-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, sah er sich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müssen. Er kam zu Ende October 1770 in Mailand an, und componirte daselbst in seinem 14. Jahre die erste Oper, *Mitridat*, die schon am 26. December aufgeführt, und dann mehr als zwanzigmahl nach einander wiederholt wurde. Von dem Beyfall, den diese Oper erhielt, kann man auch schon daraus schließen, daß die Unternehmer ihm auch die Composition der Oper für das Jahr 1773 schriftlich zusagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philharmonischen Gesellschaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit ausgezeichnete Ehre überhäufte, und ihm den Nahmen *il Cavaliere Filarmonico* beygelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm, im Nahmen der Kaiserinn Maria Theresia, die Composition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag, und reiste im August wieder auf einige Monathe nach Mailand, wo während der Vermählungs-Feyerlichkeiten stets Mozarts Serenata, und eine von Hasse componirte Oper abwechselnd aufgeführt wurde. Im Winter 1773 setzte er darauf eben daselbst die ihm übertragene Oper *Luio Silla*, welche sechs und zwanzigmahl hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komische Oper: *la finta Giardiniera* (1776), zwey große Messen, eine Serenata, *il Re pastore*, und in Paris, wohin er zum zweyten Mahle berufen worden war, eine große Symp'emie für das dortige Concert *situat*

g. seht hatte, ging er in seinem vier und zwanzigsten Jahre nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat, und auch seit dieser Zeit stets geblieben ist. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewunderungswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art, und ward der Raphael der Tonkünstler. So wie dieser seltene Geist aber früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb Er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl in Genüssen, hatte er keinen Sinn. Allein eben dieser immer zerstreute, immer in sich zurück gezogene Mensch schien ein ganz anderes, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebsten spielte er bey der Nacht, und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meistens Theils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch Eine Leidenschaft zu haben, das Billard, welches er mit dem höchsten Interesse zu spielen pflegte. Was seine Körperbildung anbetraf, so zeichnete sich diese durch nichts Vortheilhaftes aus; er war klein, hager, blaß, und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in seiner Physiognomie. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben, und stets das Entzücken der deutschen Nation seyn werden, componirte er seinen „Idomeneo, Re di Creta,“ 1780 zu München. Von der „Entführung aus dem Serail,“ welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „Diese Musik ist zu schön für unsere Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade so viel als sich gehört,“ antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten und allgemeinsten Beyfall erhielt „Figaro's Hochzeit,“ welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde; eben daselbst componirte Mozart in demselben Winter seinen „Don Juan,“ der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts desto weniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bey dieser Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componisten erklärte. Nachdem er noch 1790 „Cosi fan tutti,“ und während der Krankheit, die seinen Tod herbeyführte, 1791, die „Zauberflöte,“ „La clemenza di Tito,“ und das berühmte Requiem gesetzt hatte, starb er am 5. December 1791 im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters.

Auch in seinen Instrumental-Compositionen,

seinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Clavier Concerten, Sonaten ic., wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten seyn und bleiben. Gleichen Ruhm behauptete er auch in der Kirchenmusik, zu welcher besonders seine großen Hymnen und Messen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart, und trägt ihm die Composition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fordert hundert, nach Andern zwey hundert Ducaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts desto weniger zahlt der Bothe ihm den verlangten Preis voraus, und verspricht, bey Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen, und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bothe erscheint, und an das Requiem mahnt. Mozart entschuldigt sich, verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen, und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bothe scheidet. Mozart beginnt nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit einem Enthusiasmus, mit einem Interesse, welches ihm noch keines seiner Werke eingeßößt hatte, so daß seine Gattinn von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubte; ja, Mozart äußert einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattinn entreißt ihm die Partitur, und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig wiederhergestellter Gesundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringses, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank, und immer kränker, und stirbt. Gleich nach seinem Tode erscheint der bewußte Bothe, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet wie es ist. Süßmeyer soll hernach zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt, und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies ist die Entstehung dieses Werkes, die aber auf verschiedene Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meisterwerken, welche Mozart während eines so kurzen Lebens geliefert hat, betrachtet, so kann man sich der innigsten, tiefsten Klage über seinen so frühen Tod kaum enthalten. Ubrigens will Mozart nicht besprochen, nicht erklärt, sondern genossen werden; er ist ein Wunder, welches der Ahnung und dem Gefühl allein angehörnd, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke zeigen, ungeachtet ihres neu erschaffenen, alle bis dahin betretenen Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende, und

doch zugleich himmlisch klare Vollendung, den Liebhaber wie den eigentlichen Musiker gleich mächtig an. So ist namentlich sein Don Juan ein Werk, in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geist der Welt selbst in seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht; ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Tendenz zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch sein Requiem, in welchem Mozarts Geist seine eigene Verkörperung feyert *).

B. Beschreibung der Hauptstadt Grätz in Steyermark **).

Grätz, die Hauptstadt von Steyermark, an beyde Ufer der Mur mit ihren Vorstädten gelagert, 27 $\frac{1}{2}$ Meilen von Wien, 44 Ml. von Triest, 7 $\frac{1}{2}$ Ml. von Bruck, 9 Ml. von Marburg, 10 Ml. von Radkersburg. In einem Halbkreise, welcher nach Süden geöffnet ist, umgibt eine Hügelreihe, mit Weingärten, Feldern und niedlichen Landhäusern abwechselnd besetzt, die Stadt, welche an dem Fuße des Schloßberges mit ihren Vorstädten, durchschnitten von der rauschenden Mur, sich allmählig nach allen Seiten ausdehnt. Hohe Gebirge, als die Stuben-, Klein- und Brückeralpen und der Schöckel, schauen im Hintergrunde über die Hügelreihe in das herrliche Thal von Grätz ***). Hier ist der Sitz vieler Civil- und einiger Militär- Behörden, nicht allein für Steyermark und Kärnten, sondern auch in letzterer Hinsicht für Tyrol, Illyrien und Triest.

Der hiesige Gewerbsfleiß hat außer einigen bedeutenden Fabriken, worunter die Lederfabrik von Carl Lewohl, und die Kammfabrik von Straßinger sehr bedeutende Geschäfte machen, eine Steingut-, Geschirrfabrik von Dr. Probst, die Majolica- Geschirrfabrik von Joseph Halbarth, die Seidenfabriken von Gruf und Soini, die Tuchfabrik von Joseph Lechner, die optische, geometrische und physische Maschinenfabrik der Gebrüder Kospini, und zwey Kosoglio- Fabriken von Hack und Paumgartner; genannt zu werden verdienen noch nachstehende kunstmäßige Geredsame: als: 18 Bräuer, 11 Buchbinder, 36 Bäcker, 4 Büchsenmacher, 3 Buchschneider, 3 Bohrer, 1 Zeugschmied, 8 Drechsler, 12 Fassbinder, 26 Fleischer, 4 Färber, 15 Friseurs, 5 Glaser,

6 Gürtler, 5 Gelbgießer, 11 Gold- und Silberarbeiter, Hafner, 15 Huterer, 12 Hufschmiede, 8 Handschuhmacher, 6 Kirchner, 5 Kupferschmiede, 5 Kamm- Macher, 7 Kaminsger, 10 Lederer, 4 Lebzelter, 10 Müller, 16 Maler, 7 Maurer, 3 Messerschleifer, 2 Zirkelschmiede, 6 Nagelschmiede, 4 Posamentierer, 5 Knopfmacher, 5 Nadler, 3 Ringel- und Ketten schmiede, 3 Feilhauer, 8 Klemer, 14 Schlosser, 1 Striegelmacher, 120 Schuhmacher, 107 Kleidermacher, 4 Spängler, 10 Sattler, 9 Stricker, 5 Seiler, 3 Siebmacher, 4 Bürstenbinder, 2 Steinmeße, 1 Pfisterer, 11 Tuchmacher, 4 Kokenmacher, 40 Tischler (im J. 1812 20, worunter Ein Kunsttischler), 4 Tuchscherer, 3 Grobuhrenmacher, 12 Kleinuhrenmacher, 5 Weißgärber, 10 Wagner, 30 Weber und Zeugmacher, 5 Zimmerer, 3 Zinngießer. Ferner erzeugten die Papiermühlen des Andreas Kienreich 1810: 6047 Nieß, 1812: 4046 Nieß; des Andreas Leykam, 1810: 9065 Nieß, 1812: 5320 Nieß. Außer diesen gibt es noch 2 Schwertfeger, 2 Graveure, 5 Blumen- und Blendenmacher, 2 Goldschläger, 1 Siegelstecher, 2 Glockengießer. Ferner 5 Buchhändler, 3 Buchdruckereyen, und seit dem J. 1821 auch die lithographische Anstalt von Joseph Franz Kaiser; 8 Apotheker, 67 Specerereyen, Schnitt- und Nürnberger- Waaren- Handlungen, 241 Wirthshäuser, 15 Koffehhäuser und 24 Branntwein- und Bierschenken.

Grätz zerfällt vorzüglich in den Bezirk der Stadt, der Mur- Vorstadt, Jakomini- und Münzgraben-, St. Leonhard- und Graben- Vorstadt. Die Stadt zählt 427 Häuser, 30 Gassen und Plätze; die Münzgraben- Vorstadt mit dem v. Jakominiplatz 480 Häuser, 21 Gassen und Plätze; die Mur- Vorstadt sammt der Lende und dem Gries 1125 Häuser, 49 Gassen und Plätze; die Leonhard- Vorstadt 610 Häuser, 17 Gassen und Plätze. Es befinden sich hier noch 22 Kirchen und öffentliche Capellen, 4 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, 28 Glockenthürme und 9 Thurmuhren, ohne jener des Schloßberges.

Wir gehen nun zu einigen historischen Daten über, welche den Lesern bey Wanderungen durch die Stadt und ihre Vorstädte nicht unwillkommen seyn dürften.

Das eiserne Thor. Vor diesem pflegten die Landesfürsten von den Steyerischen Landständen empfangen zu werden, wenn sie zur Huldigung nach Grätz kamen, um dieselbe im Landhause zu empfangen.

Die Herrengasse. Hier ist der Stadtpfarrhof zum heil. Blut angebaut. (Siehe weiter unten Gräzer Stadtpfarrhof.) Die Kirche selbst macht eine imposante Fronte in die Herrengasse, hat den schönsten Thurm von Grätz, ein Hochaltarblatt von Tintoret, und mehrere Grabmäler adeliger Familien. Die Hauptmauth, zur größten Unzieder und Unbequemlichkeit der schönsten Straße von Grätz; das freyherrlich von Mandell'sche, gräflich Attems'sche, Breunner'sche (in welchem die Landrechte ihren Sitz haben) das mit imposanten Fresco- Gemälden auf der Gassenseite versehene, einst Laturner'sche, nun

*) Nach dem Unterhaltungs- Kalender folgen zwey der frühesten Original- Compositionen Mozarts, als Vergabe zu seiner hier gelieferten Lebensbeschreibung.

**) Nach Schmuß's mühevollen und in vielen Hinsichten sehr verdienstlichen topographischen Erkun.

***) Ich habe alle Provincial- Hauptstädte der Monarchie, bis auf jene von Siebenbürgen und Enns gesehen, und darf behaupten, daß sich die Umgebungen von Grätz nicht nur mit allen übrigen messen dürfen, sondern sie bey weitem überreffen.

Schub'sche Haus, und das nicht nur in die Herren-, sondern auch in die Schmiedgasse Fronte machende Landhaus, wo nicht nur die feyerlichen Landtage der Herren Stände von Steyermark, in einem sehr zweckmäßigen Locale, sondern auch durch die Güte der Herren Stände die jährlichen zwey Hauptversammlungen der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark, die öffentlichen Prüfungen über die vaterländische Geschichte gehalten werden, und alle ständischen Ämter und die k. k. Staats-Buchhaltung nebst einem ständischen Zeughause sich befinden.

Auf dem Hauptplatze befindet sich das Stadt- oder Rathhaus, in den J. 1806 und 1807, nach Venditsch, mit einem Kostenaufwande von 150,000 fl. vom Grunde aus neu erbaut. Das Remschmid'sche, vormahls v. Rosenthal'sche, das v. Warnhauser'sche Haus, das Lugeck- und das Weißsäe Haus gehören unter die interessanteren Gebäude dieses Platzes.

In der Neuenengasse zeichnen sich das Graf Wessersheim'sche und das freyherrlich von Königsdrunn'sche Haus aus. Bemerkenswerth aber ist das vormahls Graf Wildenstein'sche Haus, welches die Herren Stände für eine Akademie im Unterrichte des Zeichnens, für eine Bildergallerie, und für die Wohnung des hierzu nöthigen Personals widmeten. Diese ausblühende Anstalt gedeiht unter der Direction eines Steyermärkers, des Directors Stark, zusehends, und liefert höchst erfreuliche Beweise über das Fortschreiten des Meisters und der Schüler.

Der Tummelplatz, einst der Turnierplatz steyerischer Ritter und Fürsten, auf dem Herzog Leopold auf dem Eise ein Bein brach, jezt nur ein abgelegener Winkel der Stadt.

Die Bürgergasse. Hier ist das adelige Damenstift, einst das Kloster der Dominicanerinnen, das Nospirische Haus mit einem eigens erbauten Thurme für physikalische Beobachtungen und für den Gebrauch einer eigenen sehr großen Camera obscura. Die industriösen, rechtlichen Gebrüder Nospini verdienen durch ihre Erzeugnisse optischer, physikalischer und mathematischer Instrumente, so wie durch ihre seit mehr als 30 Jahren ununterbrochen uneigennützig fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen, den Dank ihrer Mitbürger. — Ferner ist das gräflich Trauttmansdorff'sche; das freyherrlich v. Lazarinische, einst gräflich Stürgkh'sche Haus; die so genannte Kriegskanzley, vormahls das Ferdinandeum, ein von Kaiser Ferdinand II. für adeliche Jöglinge gestiftetes Erziehungshaus; dann das Convict, vormahls das Residenzgebäude der Jesuiten, zu bemerken. Der Grund zu diesem letzten Gebäude wurde im J. 1573 unter Herzog Carl II. durch die Jesuiten gelegt, welche es nach und nach bis zu seiner dermaligen Größe erweiterten. Es ist sicher das größte Gebäude der ganzen Stadt Grätz, das Haus drey Stockwerke hoch, gegenwärtig fast es

das k. k. Convict und das Priesterhaus, dann die Hörsäle der Theologie in sich. Angebaut ist das große anscheinliche und zweckmäßige Bibliotheks-Gebäude, in welchem zu ebener Erde die Hörsäle der juridischen und philosophischen Facultät sich befinden. Die Bibliothek besteht aus einem zwey Stock hohen, sehr schönen und anständig decorirten Saale, in welchem mehr als 100,000 Bände aus allen Fächern der Wissenschaften aufgestellt sind; aus einem großen Zimmer für Manuscripte, aus einem Lesezimmer und dem Schreibzimmer des Bibliothekars. Dieser Saal wurde auf Befehl der unvergesslichen Landesmutter Maria Theresia aus dem ehemaligen Universitäts-Hörsale und dem Universitäts-Theater im J. 1778 mit einem Aufwande von 8000 fl. hergestellt. Die Bibliothek selbst wurde größten Theils aus den Bibliotheken der aufgehobenen Stifter und Klöster gegründet, und erhielt in der neuesten Zeit, außer der unbedeutenden Anschaffungs-Summe, vorzüglich durch die Gnade Sr. Majestät, große und herrliche Prachtwerke, dann durch den Director der Staatsdruckerey, Vincenz Degen, Ritter v. Ellenau, einem gebornen Steyermärker, Exemplare seiner zur Ehre der österreichischen Typographie heraus gegebenen Prachtwerke. Ferner enthält diese Bibliothek viele Werke aus den ersten Zeiten der Buchdruckerey, welche in den Werken der Bibliographen als große Seltenheiten angezeigt, und auch solche, welche von denselben noch gar nicht gekannt wurden. — Die Domkirche wurde in der Mitte des 15. Jahrhunderts (1450) von Kaiser Friedrich dem Friedsamem in einem Zeitraume von 6 Jahren erbaut *). Ober dem Haupteingange befindet sich das steyerische, österreichische, kaiserliche und portugiesische Wapen. Letzteres zu Ehren der Kaiserinn Eleonora, welche eine Prinzessin aus Portugal war. Vormahls stand hier eine kleine Kirche zum heil. Aggidius, welche durch einige Jahrhunderte die Pfarrkirche von Grätz war. Nahe an der Domkirche befindet sich das von Kaiser Ferdinand II. im corinthischen Style erbaute Mausoleum, in welchem Kaiser Ferdinand II. **), seine Gemahlinn Maria Anna und Erzherzog Johann Carl begraben liegen. In der neuern Zeit hat man auch das Herz der Prinzessin von Artois, welche in Grätz starb, dort beygesetzt. — Die k. k. Burg, einst der Wohnsitz steyerischer Landesfürsten, jezt der Sitz des innerösterreichischen Gouverneurs und der k. k. Gubernial Behörden, und gewöhnlich auch das Absteige-Quartier des allerhöchsten Hofes, wenn Grätz das Glück wiederfährt, seinen Landesherren inner seinen Mauern

*) Die Länge der Kirche ist 192 Fuß, die Breite 82, und die Höhe 70 Fuß.

***) Die Steyermark hat nur 5 Puncte, welche die verbliebenen Körper ihrer Landesbeherrscher einschließen. Man suche außer diesem noch Neuberg im St., Seckau im St., Rein im Gr. und Seib im Gr.

zu sehen. Ferner enthält diese Burg mehrere wohl erhaltene Überreste aus den Zeiten der Römer, worunter auch eine hebräische Inschrift aus neuerer Zeit, welche in den inneren Wänden des Hofraumes eingemauert sind.

In der Hofgasse ist das ständische Theater, welches die Stände im J. 1775 *Laetitia publicae* erbauten, in welchem auch der ständische Redouten-Saal in der vorderen Fronte angebracht ist *). — Das Ballhaus, ein altes, burgähnliches Gebäude, einst das Biederomhaus in Steyermark, in welchem die k. k. steyerisch und kärnthnerische Staatsgüter-Administration und das k. k. Marschutteramt sich befinden. — Das k. k. Zeughaus, ein großes, sehr solid gebautes und feuersicheres Gebäude, in welchem große kaiserliche Armatur-Vorräthe in schönster Ordnung aufgestellt sind. — Das Gymnasium, ein vier Stock hohes, schmales, aber sehr fest gebautes Gebäude für die untern vier Grammatical-Classen; dann beym Auszuge in die Sporgasse das Haus des deutschen Ordens, in welchem die herrschafeliche und Bezirks-Kanzley für die Comende am Lech sich befindet. Gegenüber sind die beyden vormahligen Münzhäuser, wo in frühern Jahrhunderten die Gräker Münzstätte sich befand.

In der Sporgasse ist das gräflich Saurau'sche Haus mit dem Türken aus dem Fenster des obersten Stockes, zum Wahrzeichen, daß bis hierher die Türken es wagten, die Häuser unter dem Schloßberg bey ihrem Einfälle zu besetzen. Die vormahlige Augustiner-Kirche sammt Kloster wurde nach Aufhebung dieses Ordens im J. 1789 von den Carmeliten bezogen, und nachdem auch diese aufgehoben wurden, am 28. Sept. 1790 von Sigmund Grafen von Saurau um 7280 fl. erkaufte.

Auf dem Carmeliter-Platze ist das gräf. Batthian'sche Haus, dann ein k. k. Militärspital, welches einst ein Carmeliter-Kloster war, und im J. 1785 zu diesem Behufe umstaltet wurde.

In der Paulusthorgasse ist das Irenhaus, vormahls ein Capuziner-Kloster, welches am 29. April 1787 aufgehoben und zu diesem Behufe eingerichtet wurde. — Das allgemeine Krankenhaus, Gebär- und Findelhaus, gehörte vormahl dem Stifte St. Lambrecht, und wurde mit einer Schätzung von 25,000 fl. für diesen wohlthätigen Zweck eingerichtet und abgetreten.

Im ersten Sack sind die einstmal's gräf. Rindsmaul'schen und Dietrichstein'schen Häuser, dann das gräf. Herberstein'sche und Attems'sche, welches kostbare Gemälde in sich faßt, dann das vormahlige Münzamt zu bemerken, welchem gegenüber die Kirche und das Kloster der Ursuliner-Nonnen, der eifigen Lehrerinnen sowohl im Schulsache als in Handarbeiten für die junge weibliche Welt, sich befindet.

Im Badgäßchen ist der Admonter-Hof, welchen die Benedictiner von Admont bereits seit bey nahe 500 Jahren inne haben, das Paradies- und das Allerheiligen-, dann das Sartoris'sche, jetzt Zeike'sche Haus. Hier war die erste Schule und Kirche der Lutheraner, nach deren Vertreibung Kaiser Ferdinand dieses Haus den Clarisser-Nonnen übergab, und somit hier ihr Kloster gründete.

In der Schmiedgasse ist das gräf. Wurmbrand'sche und gräf. Kollonitsch'sche Haus, welches letztere der Ritter Erhard von Polheim nach Vertreibung der Juden aus Gräß von Kaiser Maximilian zum Geschenke erhalten hatte. Dieses Haus besaß vorhin der Jude Judel, daher es das Judel-Judenhaus genannt wurde. Ferner ist in dieser Gasse der Gasthof zum wilden Mann, das erste Einkehrwirthshaus der Hauptstadt.

In der Raubergasse befindet sich der einstmalige Rauber-, dann Graf Leslie'sche Hof, welchen die Stände zur Ausnahme des von Erzherzog Johann gegründeten Joanneums erkaufte und widmete. Dieses herrliche Institut dankt seine Gründung dem als Mensch sowohl wie als Prinz gleich herrlichen Johann von Österreich, kaiserl. Prinzen, welcher mit allerhöchster Begnähmung Sr. Maj. des Kaisers, laut Urkunde dd. Gräß den 16. July 1811, dieses Institut gründete, und mit großen Schätzen aus allen drey Reichen der Natur ausrüstete. Unberechenbar sind die guten Folgen, welche bereits aus dieser Gründung hervor gehen, oder die im Laufe der Zeit durch dieselbe hervor zu gehen vorbereitet werden. Das Vaterland, die Steyermark, fühlte in dem Augenblicke der Gründung, von einer Ahnung der Zukunft durchdrungen, das Große dieses Geschenkes, und die Stände als Organ des Landes dankten in einer Urkunde, dd. Gräß vom Landtage am 26. Nov. 1811, mit der Versicherung, „daß sie treu das anvertraute Heiligthum der Wissenschaften verwahren, und, so weit die Kräfte reichen, stets zu bereichern und zu schönern streben werden.“ Mit 1. Dec. 1811 setzten Se. kaiserl. Hoheit die Statuten dieses Institutes fest. Die Herren Stände besorgten nun den Ankauf eines zweckmäßigen Gebäudes zur Aufstellung aller Naturschätze und der für das Joanneum bestimmten verschiedenen Abtheilungen; sie kauften das Graf Leslie'sche Palais, einst von seinem Besitzer der Rauberhof genannt. Im J. 1812 gaben die Curatoren den ersten Jahresbericht heraus; nach selbem bestand die Einrichtung des großen physikalischen Saales, die Aufstellung einer Mineralien-Sammlung in zwey Zimmern, einer Pflanzensammlung von 8000 Arten phönogamischer Gewächse und einer großen Anzahl von Kryptogamen, einer bedeutenden zoologischen Sammlung, vorzüglich für Vögel, einer Modellen-Sammlung, ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek, dann der Unterricht für Mineralogie, Chemie, Botanik, Astronomie und Technologie. Aufgeweckt durch die ersten Bekanntmachungen, haben bereits in jenem

*) Dieß Theater wurde zwar im J. 1823 ein Raub der Flammen, man ist jetzt aber im Wiederaufbauen desselben begriffen.

Jahre viele Freunde des Vaterlandes Arbeiten und Geschenke an das Joanneum eingesendet. In dem nämlichen Geiste wurde im J. 1813 und 1814 fortgeföhren. Im letztern Jahre wurden für die Gründung eines Archives, einer Münzen-Sammlung und einer Fabriks- und Landesproducten-Sammlung große Fortschritte gemacht. Im J. 1815 und 1816 wurde der botanische Garten erweitert, im J. 1817 vorzüglich für das Archiv und für die technische Sammlung recht viel gethan; im Jahre 1818 ebenfalls vorzüglich für Archiv und Münzen-Sammlung Bereicherung erhalten. Im J. 1819 erhielt die neu errichtete Landwirthschafts-Gesellschaft ihr Archiv und ihre Modellenkammer, und der neu gegründete Leseverein seine Journal- und Conversations-Zimmer im Joanneum. Im J. 1820 war der Leseverein und vorzüglich die Landwirthschafts-Gesellschaft schon im thätigsten Gange. Im J. 1821 schritt der Leseverein zur Herausgabe der lang ersehnten steyermärkischen Zeitschrift. — In vollem Glanze an diesem Institute stehen vorzüglich eine an seltenen und instructiven Stücken so reiche, wohlgeordnete (nach dem Systeme von Mohs) Mineralien-Sammlung, in welcher höchst interessant die kreisweise geordnete steyermärkische geographische Sammlung, Professor Ankers Verdienst, dann die durch den unermüdeten Fleiß des Archivars Waringer und beynahe mit dem Verluste seiner Augen erkämpfte Reichhaltigkeit und Entzifferung vaterländischer Urkunden und Münzen. Höchst wichtig für das Land und für reisende Fremde kann auch die technologische und Producten-Sammlung in der Zukunft werden. In ihr kann ein ehrenvolles Depot für den industriellen Fleiß der Steyermark zur Belehrung für Einheimische und zur Schau für Fremde liegen. Was das Innere des Gebäudes selbst betrifft, so befinden sich in dem Erdgeschoße zu rechter Hand im ersten Hofe die Haus-Capelle mit einem Altarblatte, die Taufe Christi vorstellend, von dem braven vaterländischen Künstler und Director der Zeichen-Akademie, Jos. ph. Stark, und die Wohnung des Zimmerwärters und der Gärtnergesellen. Links die Wohnung des Hausmeisters des Archivs und der Modellenkammer für die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft, der Hausbedienten, des botanischen Gärtners und des Scriptoris. Im zweyten Hofe das chemische Laboratorium mit dem chemischen Hörsaale und eine Maschinenkammer. Im ersten Hofe sind mehrere römische Alterthümer in die Mauer besetzt. Im ersten Stocke zur Rechten ist die Wohnung der Professoren der Botanik und der Mineralogie, links das Journal-Zimmer des Lesevereins, das Archiv und Münzen-Cabinet, die beyden Conversations-Zimmer des Lesevereins und das technische und Producten-Cabinet. Im zweyten Stocke rechts im ersten Zimmer die Conchilien, Fische und Insecten-Sammlung, auch einige Amphibien und Eingeweidewürmer. Im zweyten und dritten Zimmer Säugthiere, im vierten und fünften

die zahlreiche ornithologische Sammlung. In dem Eckzimmer befindet sich eine an naturhistorischen Kupferwerken reiche Bibliothek, dann folgt in einem Zimmer die sehr reiche phönogamische und kryptogamische Sammlung, eine Holzbibliothek, eine Sammlung von wachsbofsirten Schwämmen und Obstsorten, dann eine Sammlung von Sämereyen; drey Zimmer fassen die vorne bezeichnete Mineralien-Sammlung und ein großer Saal die physikalischen und astronomischen Instrumente. Links in diesem Stocke ist das Vorlesezimmer für die eigentliche Mineralogie, Botanik, Zoologie und andere außerordentliche Vorlesungen. Der botanische Garten ist nach Professor v. Vests System geordnet, enthält sammt dem dazu gezogenen Stadtgraben = Antheil 6358 Quadrat-Raster, und ein sehr großes und zwey kleinere Gewächshäuser.

Im kälbernen Viertel der Stadt ist das vormahlige Carmeliterinnen-Klostergebäude, sammt Garten und Kirche, anfangs in ein Militär-Knaben-Erziehungshaus und nun in ein Monturs-Depot sammt Officiers-Quartiere verwendet worden.

In der Färbergasse ist das k. k. Haupt-Normalschul-Gebäude, das gräfl. Kottulinsky'sche Haus, vormahls der Pöllauerhof, welches Joseph Graf Kottulinsky nach Aufhebung des Pöllauer Klosters um 20,000 fl. erkaufte, dann auf dem Fliegenplatze das v. Ranshiffel'sche Haus, in welchem die k. k. Polizey-Direction sich befindet, zu bemerken.

In der Binderergasse ist das gräfl. Inzaghi'sche Haus, und zwischen der Stadtspare und dem Bischofshofplatze die Residenz der Bischöfe von Seckau mit den Consistorial-Kanzleyen von Seckau und Leoben.

Schloßberg. Hier stand wahrscheinlich eine bis in die Zeiten Carl des Großen zurück reichende Ritterburg, nach welchem die Familie ihrer Bewohner die Herren von (Gradez) Graß genannt wurden. Im Jahre 1577 wurde diese alte Besse von Graß, welche 1479 und 1480, dann 1532 den Türken, Rajzen und Ungarn tapfer widerstanden hatte, nach dem Plane Franzens von Poppendorf, unter der Leitung Ludwigs Unz nad Freyherrn zu Sonneck, Weichards von Auersberg, Pongraß von Windischgraß, Michaels von Rindsmaul, Johanns Fernberger und Erasmus Mayer, zu ihrem vormahls ansehnlichen Zustande geführt, bis sie im Jahre 1809, nach dem sie der damahlige Major des Genie-Corps, Franz v. Hacker zu Hart, mit 500 Mann ausgezeichnet tapfer gegen die große Macht der Franzosen vertheidigte, und selbe nur in Folge eines Waffenstillstandes zwischen der großen Armee und den Franzosen übergab, in die Hände der Letztern kam. Die Franzosen säumten hierauf nicht, die Festungswerke zu sprengen, und dieses ansehnliche Bergschloß in einen Schutthaufen zu verwandeln. Seither suchte man Material und Platz an Private zu verkaufen, mit der Bedingniß, hier Gebäude zu errichten, und die öden Plätze wirthbar zu machen.

Die Vorstädte.

Die Mur-Vorstadt ist mit der Stadt und den übrigen Vorstädten dormalen durch zwey Brücken verbunden, wovon die eine die alte gedeckte Murbrücke genannt wird, und im Jahre 1738 in diesem Zustande erbaut wurde. Im Jahre 1752 wurden die gemauerten Joche statt der hölzernen angebracht. Im Jahre 1813 wurde ein Joch dieser Brücke durch ein Gerüst erhalten, um einen neuen gemauerten Pfeiler hinein zu bauen, allein das am 15. Sept. eingetretene große Wasser stürzte nicht nur das Gerüst, sondern auch noch zwey andere Joche ein. Im Jahre 1814 erbaute der Zimmermeister Christoph Ohmeyer unter der Leitung der k. k. Baudirection, dieselbe von neuem, und setzten sie auf hölzerne doppelte Piloten, weil man sonst nur alle Winter mit dem Aufmauern der Pfeiler hätte fortfahren können, und weil im Sommer das Wasser gewöhnlich zu hoch steht, um es sperren zu können. — Die neue Brücke wurde im Jahre 1787 unter der Leitung des Ober-Directors Kunst, vom Hofzimmermeister Christoph Ohmeyer (Vater des Obigen) erbaut, und im Jahre 1817 der obere Theil dieser vom Zimmermeister Christoph Ohmeyer Sohn ganz neu hergestellt. In der Mur-Vorstadt ist die Kirche zu Maria-Hilf, sammt dem Minoriten-Kloster, welche zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch Unterstützung Kaiser Ferdinand II. und des Fürsten Ulrich von Eckenberg erbaut wurde. Hier ist das im Jahre 1611 von Peter a Ponis gemahlte Hochaltarblatt, die Fresco-Mahleren vom Ritter von Moll, dann das Altarblatt des heil. Michael von Schmied, und ein Heiland am Kreuze von Peter a Ponis.

Das Kloster der barmherzigen Brüder in Grätz wurde im Jahre 1615 gegründet, und enthält im Refectorie ein Abendmahl, gemahlt von Schmied. Die Kirche ist einfach und erhaben. Die barmherzigen Brüder pflegen jährlich bey 900 Kranke männlichen Geschlechtes, ohne Unterschied der Religion, zu deren Pflege sie im ganzen Lande durch mühsame Sammlungen die Materialien aufbringen. Gottes Segen unterstützt den Eifer dieser, der Menschheit so große Opfer bringenden Brüder.

Die Kirche St. Andrä, vormahls die Dominicaner-Kirche, mit dem vormahligen Kloster, wurde um das Jahr 1586, und die gegenwärtige St. Andreas-Kirche von ihnen im Jahre 1627 erbaut, als der Dominicaner-Orden sein im Jahre 1466 bey der dormaligen Stadtpfarrkirche errichtetes Kloster verlassen und hierher übersiedeln mußte. Im Jahre 1806 mußte der Orden abermahls, und zwar in das Augustiner-Kloster in den Münzgraben übersiedeln.

In der Münzgraben-Kirche befinden sich einige schöne Altarblätter von Weißkirchen. Die vormahls hier wohnenden Augustiner Barsüßer wurden im Jahre 1655 hier angesiedelt. Aus diesem Kloster war der berühmte Vater Abraham von St. Clara. Im Jahre 1806 mußten

die noch lebenden Priester in das Kloster St. Johann bey Herberstein auswandern.

Das Kloster der Elisabethinerinnen wurde im Jahre 1690 durch eine Gräfinn v. Leslie, geborne Fürstin von Liechtenstein, welche die ersten Nonnen aus den Niederlanden rief, gegründet. Dieser wohlthätige Orden steht im schönen Gegensatz mit den barmherzigen Brüdern, indem er sich mit der Pflege weiblicher Kranken unergängliche Verdienste um die Menschheit erwirbt.

Die Kirche zu St. Leonhard enthält ein Altarblatt, den heil. Florian von Ritter v. Moll, und zwey Seitenaltäre von Weißkirchen, als schenswerth. — Die Kirche am Lech ist nun die älteste Kirche von Grätz, seitdem jene des heil. Thomas auf dem Schloßberge durch die Franzosen 1809 zerstört wurde; sie wurde im Jahre 1202 von Herzog Leopold dem Ruhmwürdigen erbaut. Sie enthält mehrere Grabmäler aus dem 14. und 15. Jahrhunderte, und alte Paniere des deutschen Ordens.

Die dormalige Frauensäule auf dem v. Jakomini-Platz wurde im Jahre 1796 von dem Carmeliter-Platz, wo sie früher wegen dem im Jahre 1664 am 22. Juny gegen die Türken bei St. Gotthard unter Montecuculi's Anführung erfochtenen Sieg errichtet war, hierher übertragen. — Die heil. Dreyfaltigkeitssäule auf dem Hauptplatz wurde im Jahre 1678 bey Gelegenheit der Pest, welche dazumahl in Grätz wüthete, von den Bürgern errichtet.

Die Erbauung des Paulsthores fällt in das Jahr 1600, jene des eisernen in das Jahr 1574, jene des Sackthors in das 1625, das Burgthor wurde erst im Jahr 1787 errichtet.

Umgebungen *).

Wenn man sich von Grätz gegen Norden durch weitläufige Vorstädte durchgewunden, und eine kleine Anhöhe erreicht hat, sieht man eine Fläche, von der Mur durchschnitten, durch grasreiche Auen und Wiesen und Felder zu einem Gemälde erhoben, das mächtig an den Pinsel eines Claude Lorrain oder Poussin erinnert. Rechts den isolirten, mit Kreuzen und Capellen besetzten Kezel des Calvarienberges, um den sich die Mur mäandrisch krümmt, weiter hinauf reinliche Bauernhäuser, diesem schönen Tableau zur Staffage dienend. Diese Fläche wird in einem Halbzirkel von Gebirgen umschlossen, die der Mur nur einen engen Durchgang erlauben, und über diese blinken die durch neun Monathe beschneyten Zinken der oberstepermarkschen Hochgebirge mit ihren weißen Häuptern in das Thal herab. Links ziehen sich die Fläche entlang die Berge in mannigfaltigen Formen bis zu dem Schlosse Gosting hinauf, wo sich die Straße nach der Weinzettelbrücke rechts hinüber wendet. Ober diesem Schlosse liegen auf einem Berge die Ruinen des alten Schlosses Gosting oder Kestnich, das im zwölften Jahr-

*) Aus Dr. Franz Sartori's neuester Reise, 3. Band.

hundert von einer gleichnamigen Familie bewohnt wurde, und wohin die Gräher nicht selten zum Vergnügen Excursionen machen. Man hat von diesem Schlosse eine unbeschreibliche Aussicht auf Grätz und seine Umgebungen. Da sollte man, dacht' ich, Matthiassons Ode, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben, lesen, um die Wirkung dieses trefflichen Gedichtes ganz zu fühlen. In dem Wirthshause an der Weinzettelbrücke findet man oft im Sommer und im Winter Sonntag Nachmittags fröhliche Gesellschaften, die hier einer reinen Luft genießen, und sich bey'm Kegelspiel unterhalten wollen. Die Fremden, die hier an der Poststraße vorüber ziehen, die Mur, auf der die Flöße und Plätten einen Abfall zu machen haben, und die melancholische Stille der Gegend geben diesem Orte einen eigenen Reiz. Links geht von hier die Straße nach dem Wallfahrtsort Straßengel und nach dem Cistercienser-Stifte Rein, die für einen gebildeten Reisenden außer ihrer mäßig schönen Lage gar nichts Anziehendes haben.

Das Schöne, was die Gräher einem Fremden zeigen können, und vielleicht auch das Merkwürdigste, ist die Gegend außer dem Paulusthore oder dem Sackthore gegen Osten von Grätz. Ich habe viele der schönsten Gegenden der österreichischen Monarchie gesehen, ich war in Salzburg, in Berchtsgaden und im österreichischen Salzkammergute, aber ein so herrliches, mit der üppigsten Vegetation prangendes Revier sah ich nirgends, und nirgends werde ich jemahls das fühlen, was ich im Angesichte dieser Hügel, dieser Weingärten, dieser Landhäuser gefühlt habe. Wie man vor das Sackthor gegen Nordosten hinaus kommt, zieht sich der Mühlgang, ein künstlicher Arm der Mur, durch die Gegend herab, auf einer Seite durch eine niedliche Aue begränzt, auf der andern an seinem Ufer mit reinlichen Häusern besetzt. Hinter diesen hat die Arbeitsamkeit dem Auge die schönste Weide auf wohlbebaute Felder, wasserleitige Wiesen, gefurchte Äcker und volle Obstgärten bereitet. Eine Verbindungsstraße führt von da auf den Graben hinüber, der aber bey weitem nicht gleiche Bedeutung mit jenem der Wiener hat, außer man wollte die eleganten Häuser mit den Palais der Wiener vergleichen. Hier haben viele Gräher ihre Landhäuser, und das Auge weilt hinter diesen so gern auf dem sanftern Grün der Wiesen, die mit den fruchtbaren Maisfeldern den schönsten Contrast machen. Man muß diese Regionen zur Zeit der Ernte sehen. Hurtig schneiden die Schnitter den Weizen; Andere tragen Garben, der Dritte bindet sie, hinter ihnen sammeln fröhliche Kinder die zurück gelassenen Halmen mit frohen Schäkern; Lieder ertönen, ihnen von der Natur eingegeben, und ungezwungener Scherz stimmt die Gemüther zur geselligen Freude. Auf dem nahen Acker laßt dem Auge das frische Grün des jungen Heideforns, das kaum auf den Kornfeldern angefüet, seine zarten Pflänzchen zwischen den Erdklumpen heraus schlüpfen macht, oder

die sanftere Farbe des Rübenkrautes. Gleich daran wühlt der fleißige Pflug in der fruchtbringenden Erde, und macht sie dem Samen empfänglich. Die Furchen eines neu gepflügten Ackers scheinen in der Ferne wie Atlasstreifen, und die schwarzbraune Erde, von gelben Weizen- und Gerstenfeldern und von grünen Streifen der jungen Saat untermischt, ist für den Beobachter ein reizendes Tableau. Mannigfaltig liegt der Teppich der Natur vor mir ausgebreitet; sie ist's, die so meisterhaft ihre Farben, ihren Schatten und ihr Licht, ihre feinen Züge und niedlichen Abklufungen, ihre Abhänge und Nasen vertheilt, die ihre feinen Schönheiten den Berehrern derselben so fühlbar zu machen verstand. Im Hintergrunde dieser üppigen Scene erhebt sich der Rosenberg mit Weingärten, Landhäusern, Äckern und Wiesen und Wäldchen bedeckt. Kunst und Natur bringen hier verschwifert die schmachhaftesten Sorten des Obstes hervor. Volle Weingärten lachen dem achtamen Winzer, an die ein saubres Ährenfeld seine überhängenden Ähren hinneigt; zerstreute Pfirsichbäumchen ragen mit ihrer glühenden Frucht über die Reben empor, und weiter rückwärts zeigt sich ein Wäldchen, welches mit dem Stoppelfelde, das jüngst seiner Früchte beraubt wurde, fröhlich contrastirt. Hier wieder traubenschwere Reben, und an diese netze Weingartenhäuser, die Seele dieser schönen Gegend, und reinliche Pressen, die zur geselligen Freude des Lesens winken. Oben nickt ein alter Föhrenwald mit seinen Gipfeln, langsam vom Winde bewegt, wie ein secundlicher Kreis herab auf seine Kinder. Muntere Knaben hängen hier und da und dort an den Kirchsäumen. Der lächelnde Vater pflückt mit einem Körbchen auf der langen Stange die Birnen von tragenden Bäumen; die Mädchen suchen die herab gefallen mit aufgehobenen Schürzchen zusammen, und springen tichernd damit zur Mutter hin, die im nächsten Lusthäuschen am Strickforbe arbeitet. Den Hintergrund dieses herrlichen Gemählde's macht der Montblanc der Gräher, der Schöckel, der nach Bisganz 793 Wiener Klafter über die Oberfläche des Meeres erhaben ist. Aus den Gegenden um den Schöckel wird Grätz mit Mehl, Brot, Getreide, Bauholz und Vieh versehen. Im July oder August ziehen alle Jahre ganze Karavananen von Grähern auf den Schöckel, um der göttlichen Aussicht und des prächtvollen Schauspiels der aufgehenden Sonne zu genießen.

Gleich außer dem Paulusthore liegt der ehemalige gräßlich Wurmbrand'sche und Wind'sche Garten. Wurmbrand that so viel für das Vergnügen der Gräher Bürgerschaft, und wenn diese Anlage auch kein Schöckelbrunn war, so genossen die Gräher darin doch viele Erziehung. Nun liegt sie in Ruinen, und macht in dem Wanderer nur noch eine wehmüthige Empfindung rege über das, was war, und nicht mehr ist. Weiter hinaus durch die Gasse, die man das Geydorf heißt, kommt man zu dem

gräflich Attems'schen Garten, Rosenhain genannt, der das Dornbach der Gräber heißen könnte. Wenn man auf dieser Straße fortfährt, gelangt man ungefähr nach einer halben Stunde links zu einem Seitenwege, der nach Maria-Grün, einem Gnadenorte, führt, an dem die Gräber jährlich ein Fest feyern. Bey einem Bauern dieser Gegend, der den Wirth macht, trifft man im Sommer Früh und Nachmittags oft Gesellschaften von Gräbern, die sich in dieser ungemein lieblichen Gegend mit ländlichen Spielen unterhalten. Nicht leicht kann es eine Gegend geben, die so nahe an der Stadt liegt und doch so wenig die Nähe der Stadt fühlen läßt. Und wer sich erst durch das Zauberwäldchen von Maria-Grün nach dem St. Ulrichs-Brunnen hinwendet, der genießt der Natur reinste und heimlichste Freude, wenn ein kühler Westwind um die Gipfel der Bäume spielt, und namenlose Ruhe auf den Zweigen der Tannen und Föhren und Lärchen sich wiegt. Eine nicht minder romantische Gegend ist jene um Maria-Frost auf einem Berge, einer gutgemahlten Gnadenkirche, zu der die Gräber noch häufig Morgenspazierfahrten machen. Die ganze Straße von Grätz bis hieher zeichnet sich durch mannigfaltige reizende Parthien aus, und wer ein Freund der Natur ist, wird sich die Stunde Weges nicht gereuen lassen, auf dem ihm des Genusses so viel wird.

Die Weinhügel und das ganze Feenländchen zieht sich von dieser Straße an immer weiter hinab nach Süden, und zeigt in seinen Formen die mannigfaltigste Abwechslung. An der Lechtirche fährt ein Weg hinauf zur so genannten Milchmariandel, die, so wenig ästhetisch auch ihr Nahme ist, die Gräber dennoch mit guter Milch erfrischt. Ein ländlicher Weg, mit lebendigen Hecken umzäunt, führt in das ruhige Thal von St. Leonhard, wo der trauliche Pfarrthurn den fröhlichen Gräbern ein freundliches Willkommen dieheth. Zu seiner Rechten der Ruckersberg und viele Hügel, mit Äckern und Wiesen und Weingärten und niedlichen Häuschen bedeckt, beschäftigen das Auge, das wonnetrunken über dieses Ländchen der Freude hinirret, bis es an dem Pfarrdorse St. Peter einen Ruhepunct findet, wohin die Gräber am Peters- und Paulstage

wallfahrten, um St. Peters Pantoffel zu küssen. Gegen Süden das unermessliche Gräber und Ferniker Feld bis hinab gegen Wildon, eine Fläche, die das Auge nicht ermüdet, sondern durch seine Vegetation und durch den Fleiß des steyerischen Bauers die reizendste Abwechslung gewährt. Weiter hin gegen Westen Strafsgang auf einem Vorsprunge des Berges, dessen Gipfel die St. Florians-Kirche krönt, und auf einem andern Berggipfel die Kirche St. Johann und Paul, und zu den Füßen des Berges die melancholische Einöde, mit Weinhügeln und Gärten und Wäldchen umsäumt. In seiner Nähe ist das Brännchen, eine Quelle klar und rein, in einer magischen Gegend. — Eine wohlerhaltene Kastanien-Allee beschattet den Weg, der von Grätz gegen Westen führt, wo man über wallende Acker hin die schöne Fronte des Schlosses Eggenberg mit seinem Garten sieht. Der Garten ist im französischen Style. Das Schloß ist ziemlich correct gebaut, und die Zimmer von Weiskircher gemahlt. Der menschenfreundliche Graf von Herberstein läßt ihn dem Publicum zum Vergnügen offen, und die Gräber benutzen diese Erlaubniß auch fleißig. Tanzsaal, Kegelbahn, Schießstätte, Irzgarten und Gasthaus sieht man häufig besucht. Dienbare Geister mancher Art drehen sich auf dem Tanzsaale in den rüstigen Armen ihrer der Fleischbank oder dem Dreyfuße entlaufenen Adonisse herum; nur Abends sieht man nette Bürgermädchen und Fräuleins den Tanz beginnen. Die Gebirge umher, die ebenfalls ein ununterbrochener Garten zu seyn scheinen, liefern einen Wein, der in Grätz bereits zum Gespötte geworden ist. Man bedient sich seiner gewöhnlich zum Mischen des ältern und bessern Weines.

Einer der besuchtesten Vergnügungsorte ist die ständische Allee, die um das Glacis von Grätz führt. Sie ist stärker heran gewachsen, und wird auch weit sorgfältiger cultivirt, als jene in Wien. Im Sommer Abends wird sie von dem gebildeten Theile des Publicums zahlreich besucht. Die so genannte kleine Allee zwischen dem neuen und eisernen Thore ist im Sommer der Platz, wo man die Nachkommenschaft der Gräber bewundern kann.